

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES • 3/1995



Inhalt

Franz Meckes	Editorial	89
Hubert Krins	Die Synagoge in Rottenburg-Baisingen Ihre Rettung und Erhaltung	91
Ute Fahrbach	Kloster Seligental – kein Fall für die Denkmalpflege?	99
Bernhard Laule	„Weder erhaltenswert noch sanierungsfähig“	111
Jörg Sigwart †	Das ehemalige Prämonstratenserkloster Allerheiligen und die Denkmalpflege im 19. und 20. Jahrhundert	115
Mane Hering-Mitgau	Die Jahreszeiten von Johann Christian Wentzinger und ihre Versetzung ins Stadtmuseum Freiburg Gartenskulptur und Denkmalpflege	123
Karl Fleck †	Trubel um ein Marienbild	133
Uwe Gross	Archäologische Beiträge zur Hygiene im Mittelalter und in der frühen Neuzeit	137
	Berichtigung	144
	Mitteilungen	144

Titelbild

Rottenburg-Baisingen. Betsaal der ehemaligen Synagoge. Blick auf die Eingangswand mit Empore. Zum Beitrag Hubert Krins: Die Synagoge in Rottenburg-Baisingen. Ihre Rettung und Erhaltung.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes

Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart · Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck · Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. H. G. Brand, Dr. J. Breuer, Dr. D. Lutz, Dr. J. Ronke, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. J. Wilhelm · Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart · Druck: Konradin Druck, Kohlhammerstraße 1–15, 70771 Leinfelden-Echterdingen · Postverlagsort: 70178 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage 20000 · Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier · Beim Nachdruck sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung erforderlich.

Kurtheater Bad Wildbad

In den vergangenen Jahrzehnten wurden von privater, kirchlicher, kommunaler und staatlicher Seite große Anstrengungen unternommen, um eine Fülle bestandsbedrohter Denkmalobjekte vor dem Abbruch zu bewahren. Unter optimalem Einsatz des verfügbaren restauratorischen und fachhandwerklichen Leistungsstandards konnten dank gezielter materieller Unterstützung eindrucksvolle Sanierungs- und Restaurierungsergebnisse erzielt werden. Deutlich sichtbar sind die denkmalpflegerischen Bemühungen in den Städten und Dörfern auch dort, wo es ohne Rentabilität möglich war, Denkmale in Nutzungsnot ohne kurzfristige Nutzungsperspektive vor weiterem Verfall zu retten, sie nutzungsneutral instandzusetzen und zu restaurieren, damit sie zu gegebener Zeit durch das behutsame Einbringen neuer, denkmalverträglicher Nutzungen auch künftigen Generationen als Orientierungswerte verfügbar bleiben.

Trotz mannigfaltiger Bemühungen besteht aber auch heute selbst bei geschichtlich hochrangigen, unverzichtbaren Baudenkmalen immer noch ein baupflegerischer Nachholbedarf, der nicht selten zu einer existentiellen Bestandsbedrohung führt. Das breite Spektrum extrem gefährdeter Geschichtszeugnisse reicht z.B. vom einsturzfähigsten ehemaligen Dormentgebäude der Zisterzienserinnen in Seligental bis zu zahlreichen Kunstwerken in den Kirchen, von mittelalterlichen Burgen und bedeutenden Schlössern bis zum früheren Königlichen Kurtheater in Bad Wildbad.

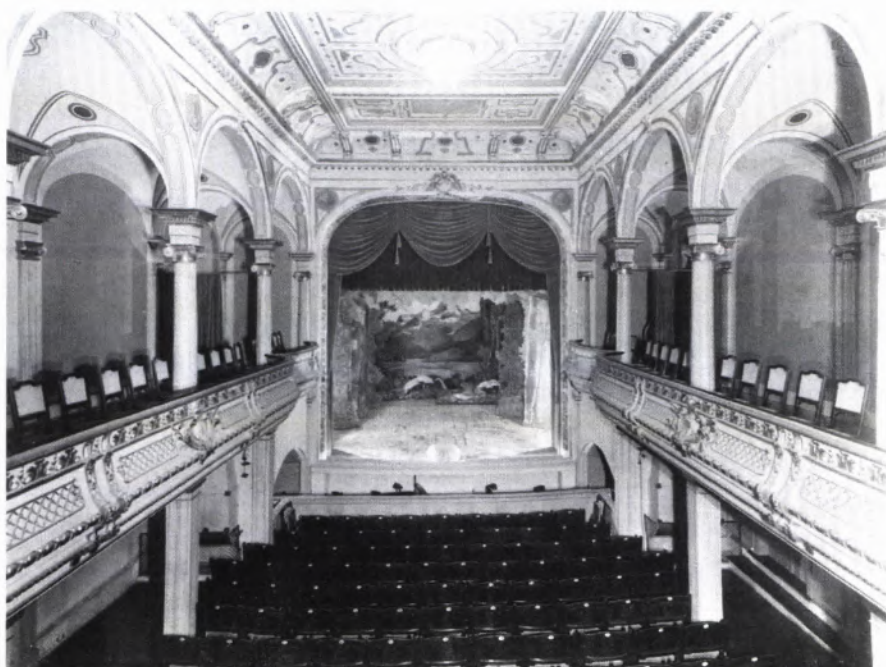
Die Möglichkeiten und Chancen, diese erhaltungswürdigen, aber substantiell angeschlagenen Kunstwerke und Altbauten zu retten, haben sich angesichts der angespannten Haushaltslage der öffentlichen Hand und der begrenzten finanziellen Ressourcen der privaten Denkmaleigentümer erheblich geändert. Da sich aber das öffentliche Interesse an der Erhaltung der Denkmäler immer wieder greifbar

manifestiert in zahlreichen Fördervereinen, die vom bürgerlichen Engagement initiiert und getragen sind, können auch in schwierigen Zeiten umfangreiche Rettungsmaßnahmen in Angriff genommen und zu einem für alle Seiten befriedigenden Ergebnis gebracht werden. Dies läßt sich unter anderem auch am Beispiel des früheren Königlichen Kurtheaters in Bad Wildbad belegen.

Das 1864/65 von einem Privatmann errichtete und 1873 an den Staat verkaufte Theater wurde noch vor der Jahrhundertwende vom württembergischen Architekten Albert von Berger umgebaut und für die Repräsentationsbedürfnisse eines anspruchsvollen Großstadtpublikums aufwendig ausgestaltet. Bis 1962 diente das Sommertheater nebst seinen 200 Sitzplätzen den illustren Kurgästen zur Unterhaltung. Danach beschloß die Kurverwaltung, das Gebäude nicht mehr für den ursprünglich gedachten Zweck zu nutzen, sondern der Kurgärtnerei zu überlassen, was sich als völlig unsachgemäß und auf die Dauer als denkmalschädliche Nutzung erwiesen hat.

So entstanden nach jahrelanger Zweckentfremdung und mangelnder Baupflege irreparable Gebäudeschäden, die zunächst zum Abbruch des östlichen Terrassenanbaues führten. Die desolaten Längswände des Zuschauerraumes, die pilzbefallene Brüstung des Orchestergrabens und der schadhafte Holzfußboden mußten entfernt und das Gestühl in einem Depot zwischengelagert werden. Für eine umgehende, umfassende Sanierung fehlten die erforderlichen finanziellen Mittel, um das Theater unter Wahrung seiner Identität wiederherzustellen. Aber auch für eine angemessene Nutzung des Kulturdenkmals bestand für den Gebäudeeigentümer auf absehbare Zeit kein Bedarf.

Um dem sichtbar fortschreitenden Verfall und dem inzwischen diskutierten Abbruch des Kulturdenkmals entgegenzuwirken, haben engagierte



■ Das frühere Königliche Kurtheater in Bad Wildbad.

Bürger am 24. Juni 1987 einen Förderverein „Kulturtheater Wildbad e.V.“ gegründet, dem über 500 Mitglieder angehören. Diese Bürgerinitiative, die auch von namhaften Persönlichkeiten des örtlichen und regionalen Lebens getragen wird, setzt sich nachhaltig für die Instandsetzung und Restaurierung des ehemaligen Kurtheaters ein, damit das herausragende Kulturdenkmal mit der qualitätvollen, kulturhistorisch bedeutenden Substanz erhalten bleibt.

Auf die Forderung nach einem tragfähigen und auf Dauer angelegten Nutzungskonzept reagierte der Förderverein umgehend und initiierte 1989 die Sommerfestspiele „Rossini in Wildbad“. Diese kulturelle Einrichtung ist mittlerweile fest installiert und findet überregionale Bedeutung. Da trotz dieser gewährleisteten Nutzung weiterhin Handlungsbedarf bestand, und das weitere Schicksal des Kulturdenkmals ungewiß blieb, reichte der Förderverein beim Landtag eine Petition ein, um den Erhalt und die Renovierung des Kulturdenkmals sicherzustellen.

Nach Auffassung der Landesregierung ist die Zumutbarkeit der Erhaltung des ehemaligen Kurtheaters gegeben, wenn die Stadt Bad Wildbad unentgeltlich das Gebäude übernimmt, zu den Sanierungskosten in Höhe von 8 Mio. DM einen Finanzierungsanteil von 3 Mio. DM leistet und der laufende Betrieb durch die Stadt und durch den Förderverein gewährleistet wird.

Auf der Basis eines Gemeinderatsbeschlusses vom 30. Januar 1995 erklärte sich die Stadt Wildbad bereit, die Ausbau- und Restaurierungskosten in Höhe von 3 Mio. DM zu übernehmen. Hierfür wurden Zuschüsse aus Mitteln der Denkmalpflege und der Denkmalstiftung Baden-Württemberg von je 1 Mio. DM in Aussicht gestellt und der Förderverein will zusätzlich einen namhaften finanziellen Beitrag leisten. Nachdem der Gemeinderat auch grundsätzlich die Übernahme des Gebäudes in das Eigentum der Stadt und die Nutzung im Rahmen der finanziellen Möglichkeiten zugesagt hat, wird auf dieser Basis die Regierung den Abbruch des Kulturdenkmals nicht weiterverfolgen.

Es bleibt zu hoffen, daß nun die Konzeption der Oberfinanzdirektion Karlsruhe baldmöglichst zur Umsetzung gelangt. Danach wäre vorgesehen, das Kurtheater in seiner noch vorhandenen Substanz handwerklich sorgfältig zu sichern, im ganzen nur sehr zurückhaltend zu sanieren und die fehlenden Seitenschiffe und andere Bauteile in zeitgemäßer Weise wiederherzustellen, so daß der ursprünglich festliche Gesamteindruck des Theaters für die Kurgäste wieder erlebbar wird. Nach Abschluß aller Baumaßnahmen könnte die Stadt Bad Wildbad neue kulturelle Akzente setzen, interessante auf den Kurbetrieb zugeschnittene Programme arrangieren und die Bürgerinitiative hätte einen attraktiven Austragungsort für die „Rossini-Sommerfestspiele“.

Die Synagoge in Rottenburg-Baisingen

Ihre Rettung und Erhaltung

Hubert Krins



■ 1 Rottenburg-Baisingen, Kr. Tübingen. Ehemalige Synagoge, Ansicht von Westen (1990).

Die erste und bis heute erhaltene Synagoge für die jüdische Gemeinde in Baisingen wurde 1784 erbaut. Ihre Lage an unscheinbarer Stelle im Dorfbild ist bezeichnend, sollte doch das Bethaus der Juden sich in der christlich geprägten Dorfgemeinschaft äußerlich nicht hervortun. Auch die bauliche Gestalt ist für Dorfsynagogen jener Zeit typisch: ein rechteckiger Bau mit einem Walmdach über kräftigem Traufgesims.

Durch große, heute vermauerte stichbogige Fenster erhält der Gebetsraum sein Licht. Dieser leuchtet nach Osten gestreckte Raum wird von einer Kuppel überdeckt. Sie sitzt auf Streifbalken, die von hölzernen Konsolen getragen werden. Okuli betonen die Längsachse: ein Rundfenster sitzt über dem Eingang im Westen, ein zweites gegenüber oberhalb des Platzes für den Thora-Schrein. Ein Mittelgang führte durch die Bankreihen nach vorn auf das Lesepult (den Almemor) zu, dessen Fundamentplatten zum Teil noch erhalten und im Lehmbo-

den sichtbar sind. Deutlich zeichnen sich in diesem Boden auch die Reste längslaufender Balken ab, auf denen das Gestühl und der Gestühlsboden befestigt waren.

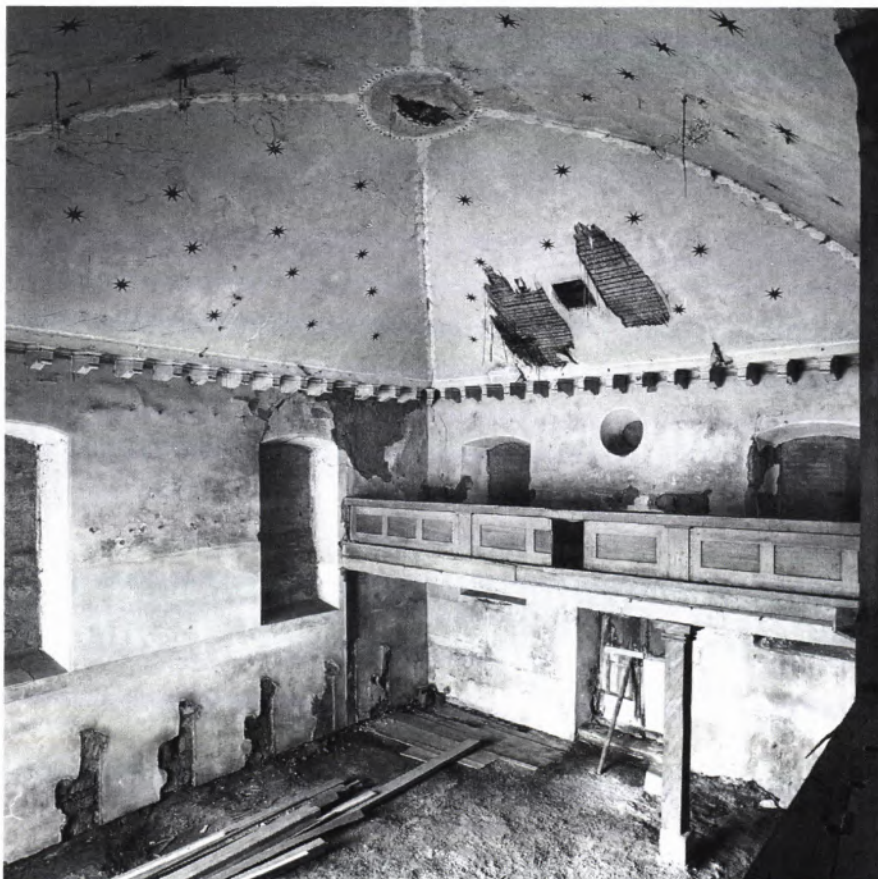
Der linke, nördliche Gebäudeteil ist zweigeschossig. Nur das obere Geschoss – die Frauenempore – öffnet sich zum Hauptraum. Auf der Emporenbrüstung saßen Sichtgitter, wie deren Ansatzstellen zeigen. Ein schmaler, von zwei Holzstützen getragener Emporengang zieht sich von der Frauenempore an der Westwand des Hauptraums entlang. Den Zugang zur Frauenempore gewährt eine zweite Eingangstür und eine dahinter gelegene bescheidene Holzterrasse. Der übrige Raum im Erdgeschoß wurde im Laufe der Zeit unterschiedlich genutzt, als Wohnung des Vorsängers, als Judenschule, als Abstellraum für den Totenwagen.

Die Details der Stützen auf der Frauenempore zeigen, daß dieser hölzerne Einbau nicht aus der Bauzeit

stammen kann. Schriftliche Quellen belegen einen Umbau für das Jahr 1838, ein Datum, das (wie das der Bauzeit) auch durch dendrochronologische Untersuchungen bestätigt wurde. Ausgelöst wurde dieser Umbau durch einen Erlaß der Königl. Israelitischen Kirchenbehörde in Stuttgart vom Juni 1836, der die Errichtung des Almemors vor der heiligen Lade vorschrieb, „damit der Prediger bei seinem Vortrage einen geeigneten Platz habe“; ferner verlangte er die Anordnung von Bänken, insbesondere weil „das Durcheinanderstehen der Jugend bei den sabbathischen Catechisationen Störungen und Unordnungen verursacht“. Damals entstand also das Gestühl, außerdem das Nordportal samt Treppenaufgang, die Frauen- und die Westempore.

Der Innenraum ist farbig gestaltet: beigefarbene Wände, eine lichtblaue Kuppel mit goldgelben Sternen wie sie auch in anderen Synagogen immer wieder anzutreffen ist. Diese Ausmalung entstammt der letzten Renovierungsphase, die wohl zu Beginn des 20. Jahrhunderts (um 1913) stattfand und auch die Erneuerung der Fenster im zweigeschossigen Teil sowie eine elektrische Beleuchtung mit einschloß. Ältere Farbfassungen schimmern an vielen Stellen durch, sind aber bisher nicht genau untersucht worden.

■ 2 Blick von der Frauenempore in den Betsaal (1990). Die 1988 verursachten Schäden an den Wänden, der Westempore und an der Kuppel sind noch zu erkennen. Eindringende Feuchtigkeit führte später zu weiteren Putzschäden.



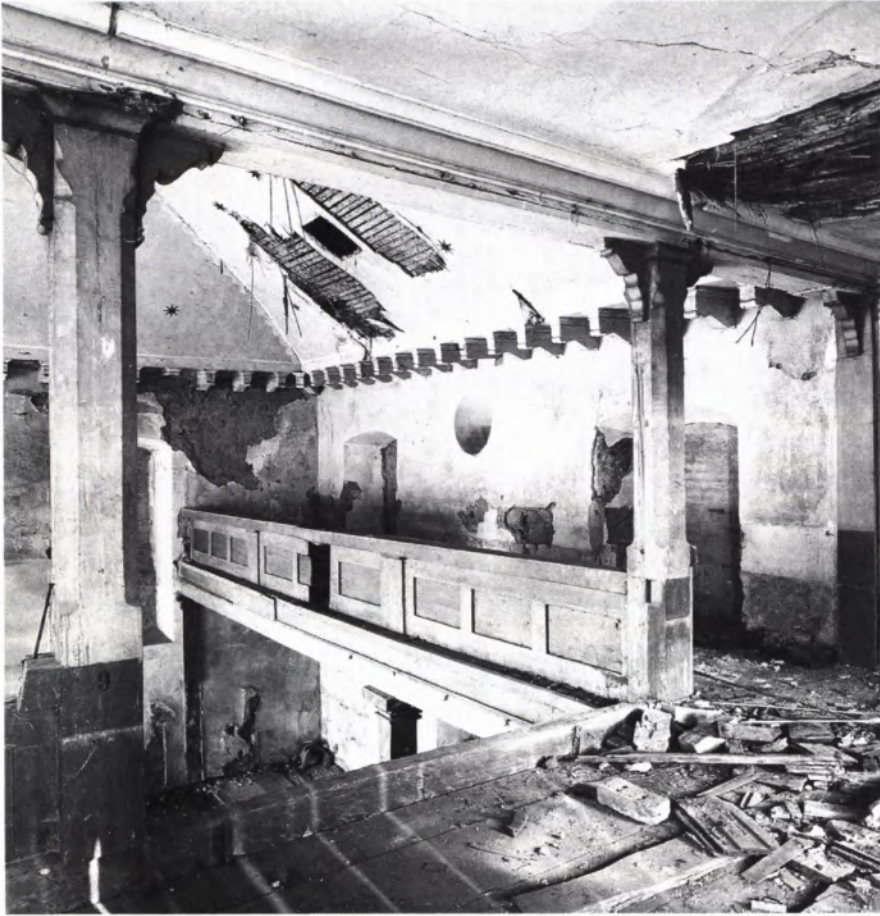
Das einzige bisher bekannte Innenraumfoto aus der Zeit vor 1938 gibt leider so gut wie keine weiteren Informationen zum Raum. In der sog. Reichskristallnacht 1938 entging die Synagoge einer Brandlegung wahrscheinlich nur, weil sie dicht neben weiteren Wohnhäusern gelegen ist, so daß die Gefahr bestand, daß diese ebenfalls mit abbrennen würden. Es wird aber auch berichtet, daß ein Baisinger Bürger die Brandlegung verhinderte. SA-Leute schlugen alle Fenster und Türen ein, zertrümmerten im Innern die Gesetzestafeln, die Bundeslade sowie Bänke und Stühle. Sie warfen auch einen schweren gußeisernen Ofen um und rissen den Kronleuchter herunter. Gebetsrollen, Gebetsbücher und andere brennbare Sachen trugen sie heraus, warfen alles auf einen Haufen und setzten diesen in Brand.

Die Spuren dieser Zerstörung sind noch heute sichtbar: die Abdrücke der herausgerissenen Bänke im Putz, die Stelle, an der auf der Westempore ein Ofen stand, das Kaminloch in der Kuppel darüber, die Ausbruchsstelle im Putz an der Aufhängung des Kronleuchters im Kuppelscheitel. Vermutlich wurde auch der kleine Vorbau vor dem Haupteingang damals zerstört.

Wenig später wurde der Bau einer landwirtschaftlichen Nutzung zugeführt. Die Fensterlöcher wurden vermauert und in die Ostwand eine große Öffnung für ein Scheunentor hineingebrochen. Der Nebenraum wurde geteilt; der hintere Raum diente als Schweinestall und erhielt ebenfalls einen Zugang von Osten. So „überwinterte“ der kleine Bau unbeachtet in den ersten Nachkriegsjahren.

Erst gegen Ende der 1970er Jahre wurde die Öffentlichkeit wieder auf die Synagoge aufmerksam. 1984 wurde sie als Kulturdenkmal geschützt, 1990 in das Denkmaltbuch als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung eingetragen. Der Erwerb durch die Stadt Rottenburg 1988 eröffnete schließlich den Weg, Maßnahmen zur Erhaltung der Synagoge vorzubereiten. In einem ersten Bauabschnitt wurden 1990/91 das Dach instandgesetzt, die Regenrinnen und Fallrohre erneuert. Damit wurde die Bausubstanz vor weiterem Verfall gesichert.

Gleichzeitig begannen Überlegungen zur künftigen Nutzung und Gestaltung des Inneren. Dabei mußten lokale Rahmenbedingungen – hier vor allem die abgeschiedene Lage Baisingens und eine spürbare Zurückhaltung, teils auch Ablehnung der Erhal-



■ 3 Blick von der Frauenempore auf die Westempore (1990).



■ 4 Der Nebenraum, Blick auf die Eingangstür und den Treppenanfang zur Frauenempore (1990).

■ 5 Ein Laubhüttenfest in der Synagoge zu Baisingen (30er Jahre).

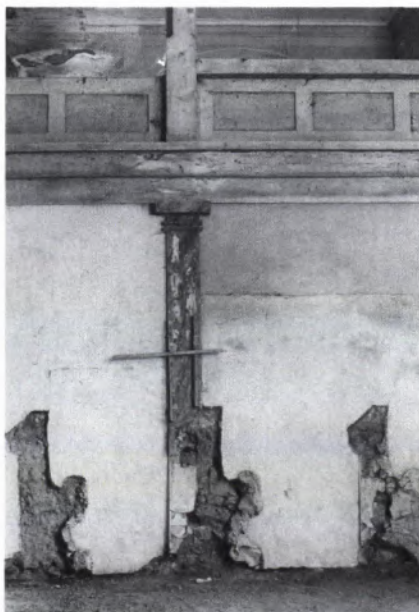


tungsbemühungen um die Synagoge von Seiten der Dorfbewohner – ebenso berücksichtigt werden wie die vielschichtigen Aspekte des Denkmals selbst. Vielschichtig deshalb, weil die Synagoge nicht nur ein Zeugnis der Geschichte der Juden in Baisingen ist. Sie ist ebenso ein Zeugnis für das Leben der Deutschen mit den Juden, und dies wiederum in mehrfacher Weise: für die lange Epoche der allmählichen Gleichstellung der Juden als Staatsbürger und ihre gesellschaftliche Integration bis in die Zeit der Weimarer Republik hinein, aber auch für die Vernichtung des Judentums unter den Nationalsozialisten. Doch auch damit endet die Geschichte der Synagoge nicht, denn nur der anschließenden Nutzung als landwirtschaftliche Ökonomie ist es zu verdanken, daß der Bau weiterhin

erhalten blieb. Jede dieser Epochen berührt andere Denkmalschichten, jede Denkmalschicht führt den Betrachter zu einem anderen Nachdenken, löst andere Empfindungen aus und gewährt andere Einsichten. Sollte man hier – wie bei der Wiederherstellung anderer Synagogen im Land – wiederum die jüngeren Epochen ausblenden und einen „heilen“ Zustand vor 1938 anstreben, sozusagen als bauliche Wiedergutmachung zur Gewissensberuhigung der Generation nach den „Tätern“ und gleichzeitig als Auslöschung schmerzlicher Erinnerung in der Generation der Enkel? Und als was sollte eine solche Wiederherstellung dienen? Als „Kulturzentrum“ auf dem Dorf, halb Museum, halb Veranstaltungsraum, in der beide Funktionen „belastenden“ Hülle eines ehemaligen Kultraums? Nein, das Ziel mußte, konnte nur ein anderes sein. Dies wurde allen, die sich für das weitere Schicksal der Synagoge verantwortlich fühlten, mit der Zeit immer klarer. Seminare an der Universität Tübingen (1989 am Kunsthistorischen Institut vom Verfasser durchgeführt, 1990 am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaften von Professor Dr. Utz Jeggle) vertieften diesen Ansatz einer umfassenden Erhaltung. Das Landesdenkmalamt entwickelte dann auf dieser Grundlage ein Konzept, das schließlich auch vom Förderverein Synagoge Baisingen e. V. als zukünftigem Träger der Maßnahmen einstimmig angenommen wurde.

Die wichtigsten Merkmale dieses Konzepts sind:

Es werden nur diejenigen Bauschäden beseitigt, die als Folge fehlender Bauunterhaltung entstanden sind.



■ 6 Die Abdrücke der Gestühlswangen im Putz des Betsaals; oben die Brüstung der Frauenempore (1990).



■ 7 Das Äußere von Nordwesten (1990).

Die mutwilligen Beschädigungen von 1938 bleiben sichtbar. Der Bericht über die Zerstörung 1938 kann so vom Bau selbst abgegeben werden. Aus dem gleichen Grund wird ein neues Gestühl nicht und ein neuer Bodenbelag nur teilweise eingebracht werden.

Das Scheunentor bleibt ebenfalls erhalten. Nur weil die Synagoge zur Scheune wurde, hat sie überlebt. Der zentrale Ort der Synagoge, der Thoraschrein an der Ostwand, wird folglich nicht wieder hergestellt. Damit wird jedem deutlich: die kultische Funktion ist und bleibt verloren. Dementsprechend bleibt auch das Mittelportal grundsätzlich verschlossen.

Ein so bewahrter Raum kann und soll nicht „genutzt“ werden. Er dient dem Gedenken, dem Bewahren der Erinnerung, hält die Vergangenheit wach. Neues tritt nur insoweit hinzu, als es unerlässlich erscheint, um diese Funktion zu ermöglichen: ein Öffnen der Fenster zur Belichtung des Hauptraums, eine Sicherheits-Verglasung innen vor dem Scheunentor, ein Bodenbelag nur im Eingangsbereich, gerade groß genug, daß eine kleine Gruppe sich versammeln kann, eine unscheinbare Tür zum Nebenraum, um eine interne Verbindung herzustellen.

Der Nebenraum unter der Frauenempore dient der Information. Mit modernen Medien soll – nach dem Konzept von Stadtarchivar Karlheinz Gepert – in das Thema „Juden in Baisingen“ eingeführt werden. Eine Bestuhlung bietet Platz für kleine Gruppen oder Schulklassen. Eine konzentrierte Ausstellung ausgewählter Doku-

mente und Funde auf der Frauenempore schließt sich an. Der Blick von der Frauenempore in den Betraum steht am Ende dieses „Gangs durch die Geschichte“.

Zu den überraschenderweise erhaltenen Zeugnissen gehören drei der ursprünglich vier schichten Stangen des Trauhimmels, des Hochzeitsbaldachins (Chuppa), der bei der Heiratszeremonie benötigt wurde. Eindrucksvoller sind die Funde aus dem Bauschutt des Dachbodens. Denn dieser diente als Depot für alles, was nicht mehr für das religiöse Leben benutzt wurde, aber aufgrund des Verbots, hebräisch Geschriebenes (ursprünglich nur auf den Namen Gottes bezogen) zu vernichten, nicht einfach weggeworfen werden durfte. Einiges, wie Thorawimpel, wurde schon in früheren Jahren gefunden. Der restliche Fundkomplex wurde von der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamts im Zuge der Dachsanierung am 14. März 1990 geborgen.

Die am besten erhaltenen und nach kritischer Durchsicht (die Herrn Dr. Gil Hüttenmeister und Herrn Dr. Heinrich Kohring zu danken ist) für besonders wertvoll erachteten Textil- und Papierfunde wurden inzwischen mit finanzieller Hilfe des Landesdenkmalamtes restauriert. Dieser restaurierte Bestand umfaßt:

mehr als 30 Thorawimpel (Mappot, das sind zerschnittene und wieder zusammengenähte und dann bestickte Teile der Beschneidungstücher);

viele Kalender, anhand derer sich die jüdischen Händler über die Markttage und Markttorte informieren konnten. Diese gibt es als kleine Taschenkalen-

■ 8 Das Scheunentor in der Ostwand (1990).



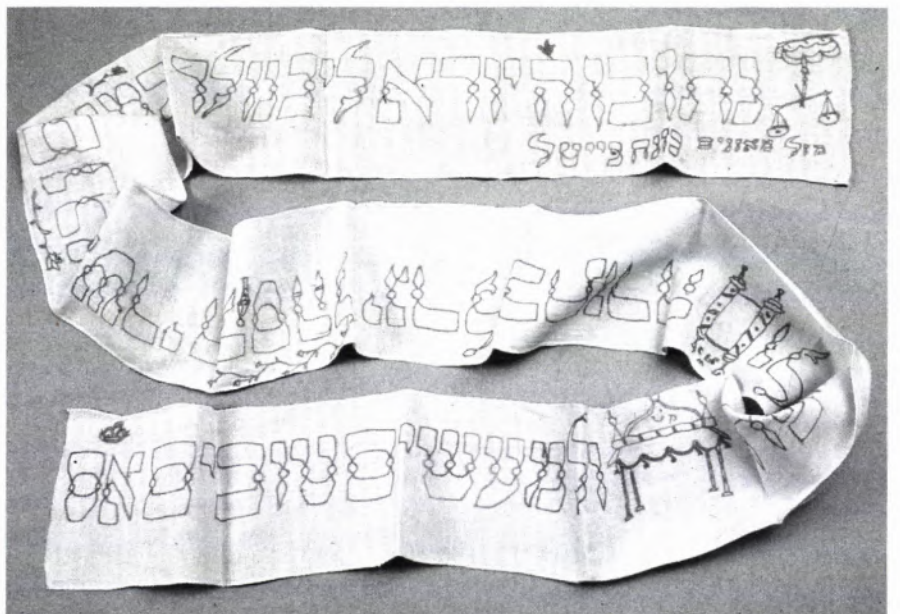
der, von denen etwa 20 gefunden wurden (darunter wahrscheinlich der älteste bisher in Deutschland nachgewiesene von 1719) oder als größere Wandkalender, von denen sieben vollständig erhalten sind;

Druckschriften wie Gebetsbücher oder religiöse Erbauungsliteratur; wenige Einzeldokumente;

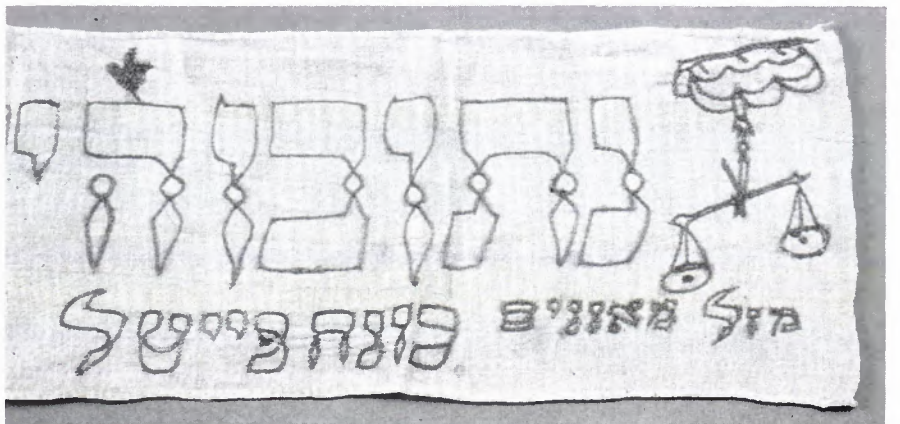
sonstige Gegenstände, die dem Kult dienen, wie ein Schofar (Widder-



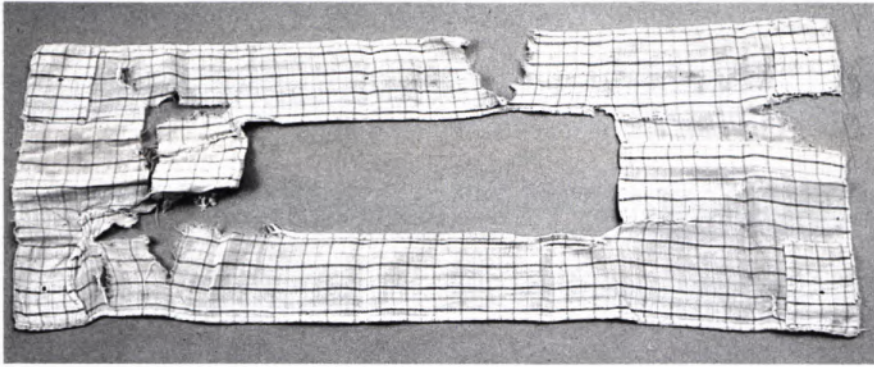
■ 9 Die Fundsituation auf dem Dachboden bei Beginn der Bergung (14.3.1990).



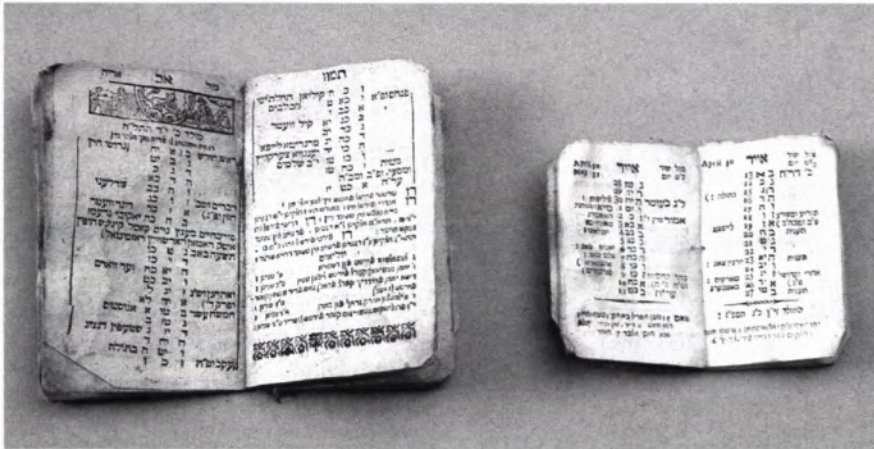
■ 10 Mappa (Thorawimpel) von 1804 für Nathan Löb.



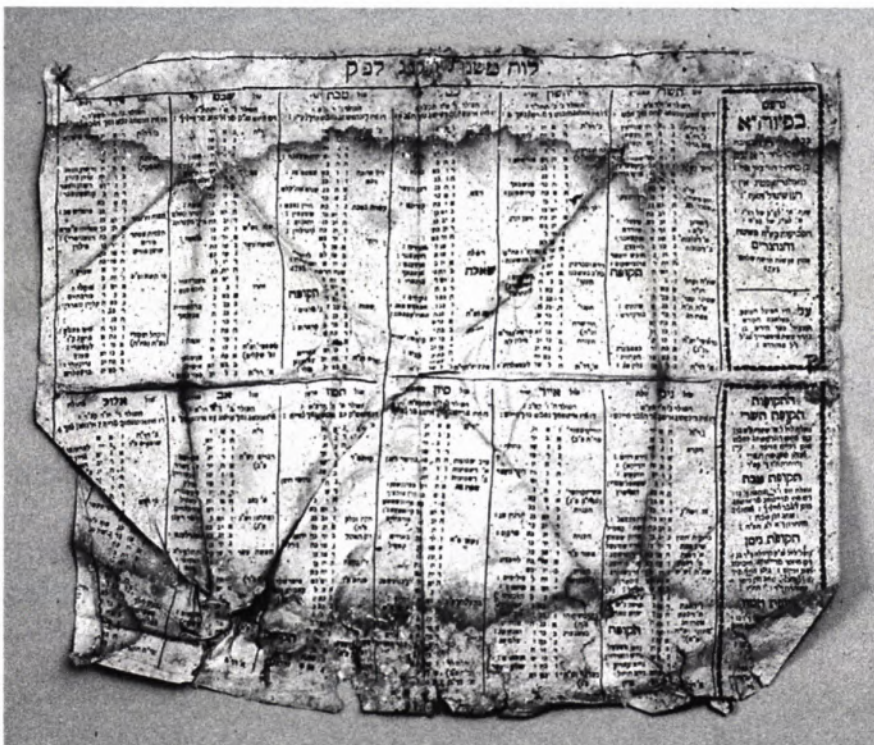
■ 11 Ausschnitt von Abb. 10 mit der Darstellung der Waage als Tierkreiszeichen des Geburtstags von Nathan Löb.



■ 12 Arba Kanfot mit Eckverstärkungen zur Befestigung der Schaufäden.



■ 13 Zwei Taschenkalender.



■ 14 Wandkalender von 1793.

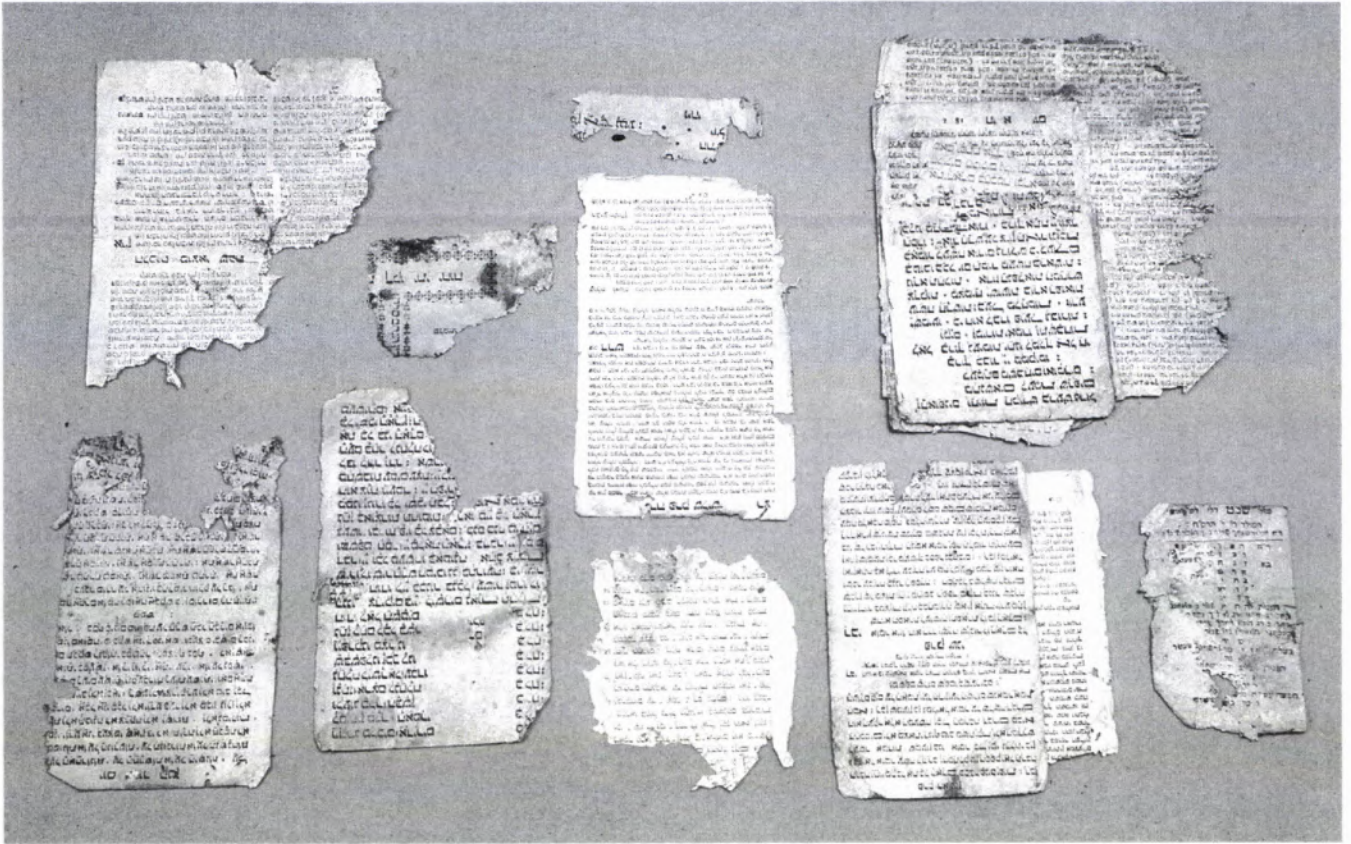
■ 15 Taschenkalender von 1719 – einer der ältesten bisher in Deutschland gefundenen.



horn), das beim Neujahrsfest geblasen wurde; Weidenschlaufen (Lulawringe) zum Binden des Feststraußes am Laubhüttenfest; Gebetsriemen (Tefillin) und Stofftäschchen für Tefillin; ferner ein „Leibchen“ zur Befestigung der Schaufäden (Arba Kanfot);

der Rest einer Schabracke vom Thoraschrein (Kaporet) und anderes mehr.

Auffällig ist, daß ein Teil der Funde älter ist als der Bau selbst. Diese Gegenstände müssen daher aus einer Ge-



■ 16 Buchseiten aus hebräischen Büchern.

■ 17 Das im Dachboden gefundene Schofar (Widderhorn).



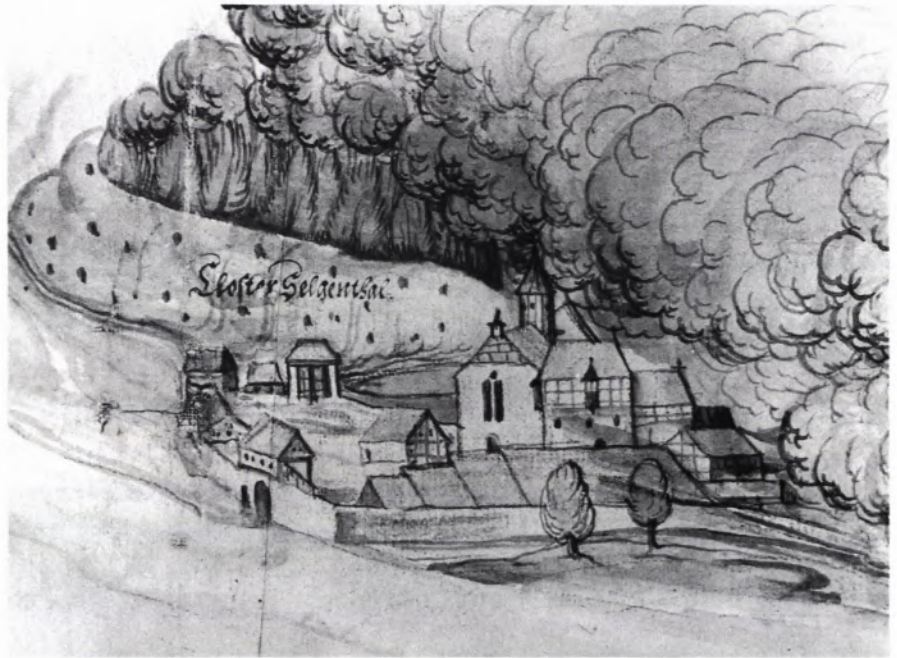
nisa in einem der überlieferten Judenhäuser stammen und in die Synagoge übernommen worden sein. Ein Teil dieser Funde soll mit ergänzenden Dokumentationen in einer kleinen musealen Präsentation gezeigt werden. Dem Stadtarchiv Rottenburg ist es bereits gelungen, in einigen Fällen über die auf den Thorawimpeln gestickten Namen sowie die Inschriften der Grabsteine auf dem Baisinger Friedhof und mit Hilfe von weiteren Archivalien Schicksale Baisinger Juden für das 18./19. Jahrhundert zu erhellen und darzustellen. Damit wurde eine wesentliche Voraussetzung für eine ortsbezogene anschauliche Präsentation in diesem Museum erfüllt.

Dieses kleine Museum soll sich jedoch nicht vordrängen, sondern nur zur Verständnisvertiefung des Geschehenen dienen. Wichtiger ist das Erleben des Baus als eines geschändeten und dennoch mit Pietät behandelten Kultraums. Mit diesem denkmalpflegerischen Konzept wird ein neuer Weg im Umgang mit dem jüdisch-deutschen Erbe versucht: Die „ganze“ geschichtliche Wahrheit spüren zu lassen in der unmittelbaren Begegnung mit dem Denkmal.

Prof. Dr. Hubert Krins
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Gartenstraße 79
72074 Tübingen

Kloster Seligental – kein Fall für die Denkmalpflege?

Ute Fahrbach



■ 1 Ansicht von Kloster Seligental, 2. Hälfte 16. Jh.

Die Denkmalpflege konnte bislang nur den Niedergang des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Seligental in Osterburken-Schlierstadt im Neckar-Odenwald-Kreis begleiten. Der größte Teil des Baubestandes ist einsturzgefährdet, für einen Teil liegt ein Abbruchgesuch vor. Die Bedeutung der Anlage und die Problematik des Erhalts möchten wir beschreiben.

Würdigung

Das ehemalige Kloster Seligental ist eines der ältesten Bauwerke im Neckar-Odenwald-Kreis (Abb. 1). Bauten der Romanik beschränken sich hier auf Burgen, Kirchen und Kirchtürme, die natürlich meist nicht vollständig erhalten, sondern als Ruinen oder Gebäudefragmente in jüngeren Bauten auf uns gekommen sind. Ein Klostergebäude dieser Zeit ist im Landkreis nicht vorhanden.

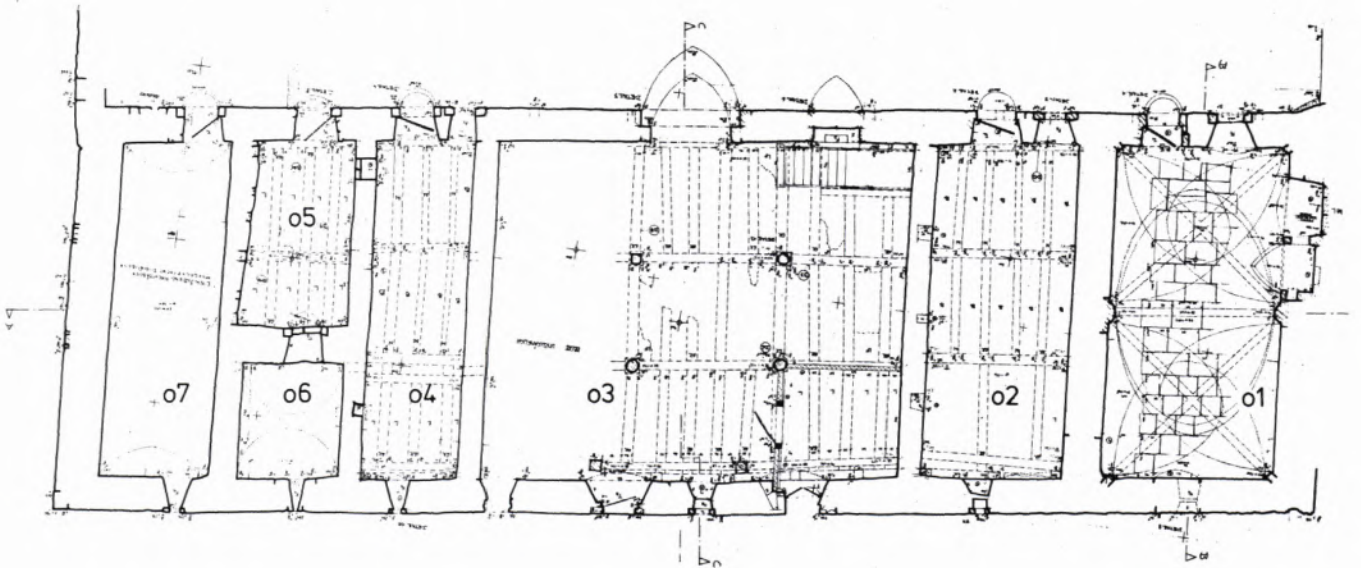
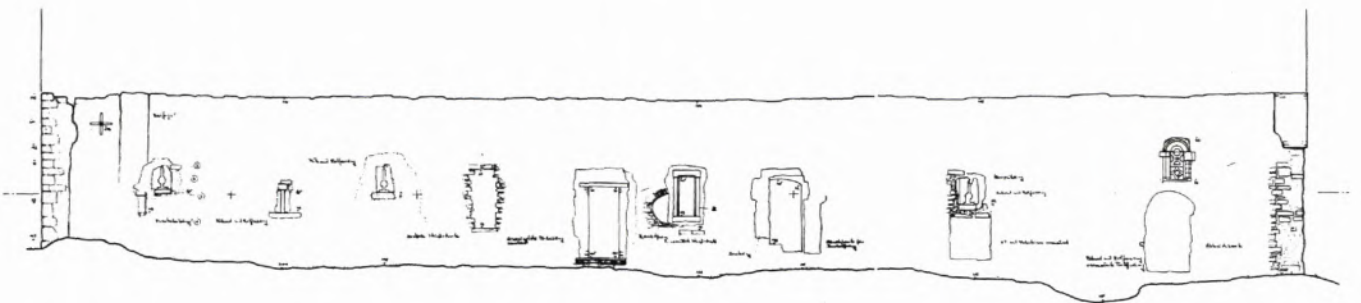
Betrachtet man die Anlage in einem größeren Zusammenhang, so wird man sich der Bedeutung noch mehr bewußt. In Baden-Württemberg gab es neunzehn Zisterzienserinnenklö-

ster. Nur bei fünf Klöstern sind noch Klausurbauten des 13. Jahrhunderts in Resten erhalten. In Rechtenstshofen (Gemeinde Sachsenheim im Kreis Ludwigsburg) ist es der südliche Flügel der Klausur mit den Gewölbeansätzen des Kreuzgangs. Der Bau datiert um 1240. In Frauental (Gemeinde Creglingen im Main-Tauber-Kreis) wurden Reste des Ostflügels als Scheune genutzt. In Heiligkreuztal (Gemeinde Altheim im Kreis Biberach) sind es die äußeren Umfassungsmauern der Klausur bis zum Ansatz des Obergeschosses und die inneren Umfassungswände des Kreuzgangs bis zum Ansatz des Gewölbes. Ganz unerwartet entdeckte man im Kloster Wald (Kreis Sigmaringen) bei Bauarbeiten zu Beginn der 90er Jahre einen kleinen Rest aus dem 13. Jahrhundert: die Wand zwischen Kapitelsaal und Kreuzgang mit Drillingsfenstern und originaler Bemalung.

Seligental, das fünfte Kloster in dieser Reihe, besitzt noch den Ostflügel der Klausur in Erdgeschoßhöhe von 1233 (Abb. 2–4). Auch hier hat es im Verlauf der Geschichte Veränderungen gege-



■ 2 Klausur Ostflügel, Ansicht von Westen, Mai 1995.



■ 3 Klausur Ostflügel, Ansicht von Osten (Rückfassade), Dezember 1993.

■ 4 Klausur Ostflügel, Grundriß Erdgeschoß, Dezember 1993.

ben, aber sie sind nicht so gravierend wie bei den anderen Objekten. Ganz bemerkenswert ist die Tatsache, daß in großem Umfang Putze mit Malerschichten aus der Erbauungszeit erhalten sind (Abb. 6). Seltene Details, wie der erhaltene Kalkestrich und das Transennenfenster (Abb. 5) kommen hinzu. Weiter möchten wir auf die qualitativollen Veränderungen des ausgehenden 16. Jahrhunderts und

die Bedeutung von Kloster und Hofgut in geschichtlicher Hinsicht auf die nähere und weitere Umgebung verweisen.

Das Landesdenkmalamt versucht, seit dem Frühjahr 1995, eine Finanzierung für die Sanierung der gesamten historischen ungenutzten Gebäude zu erarbeiten. Zu diesem Zweck wurde ein Lageplan im Maßstab 1:200 (Abb. 7)

und eine Bauaufnahme (Abb. 3, 4) mit einer kurzen bauhistorischen Untersuchung erstellt. Darauf basieren eine Schadenskartierung, eine Sanierungsplanung und eine Kostenberechnung. Es bleibt zu hoffen, daß die Bemühungen um den Erhalt von Kloster Seligental Erfolg haben werden und es doch noch zu einem Fall für die Denkmalpflege wird.

Geschichte

Die Archivalien des Klosters sind von Gustav Rommel, Elmar Weiß und Walter Koupil gut aufgearbeitet. Nach der Stiftungsurkunde vom 25. November 1236 wurde das Kloster von Konrad von Düren (dem heutigen Walldüren) und seiner Frau Mechthild gegründet. Die Nonnen sollten nach der Benediktinerregel leben. Bei der Beurkundung waren eine Äbtissin aus Heiligental, vermutlich bei Werneck, und ein Mönch von Bronnbach anwesend. 1239 wurde das Kloster vom Bischof von Würzburg der Heiligen Mutter Gottes geweiht, es erhielt nun die Zisterzienserregel. Im Kloster lebten fast ausschließlich Nonnen aus den adeligen Familien der Umgegend. Zu seinem Besitz gehörten die Dörfer Schlierstadt, Seckach, Zimmern und Hemsbach, alle in unmittelbarer Nachbarschaft gelegen. Im Laufe seiner Geschichte war das Kloster eng mit der Stifterfamilie, den Herren

von Hohenlohe, dem Bischof von Würzburg und dem Kloster Bronnbach verbunden. Beziehungen zu Maulbronn gab es auch. Wichtig waren diese Bezüge nicht nur aus wirtschaftlichen und religiösen Gründen, sondern auch ganz existenziell wegen des militärischen Schutzes.

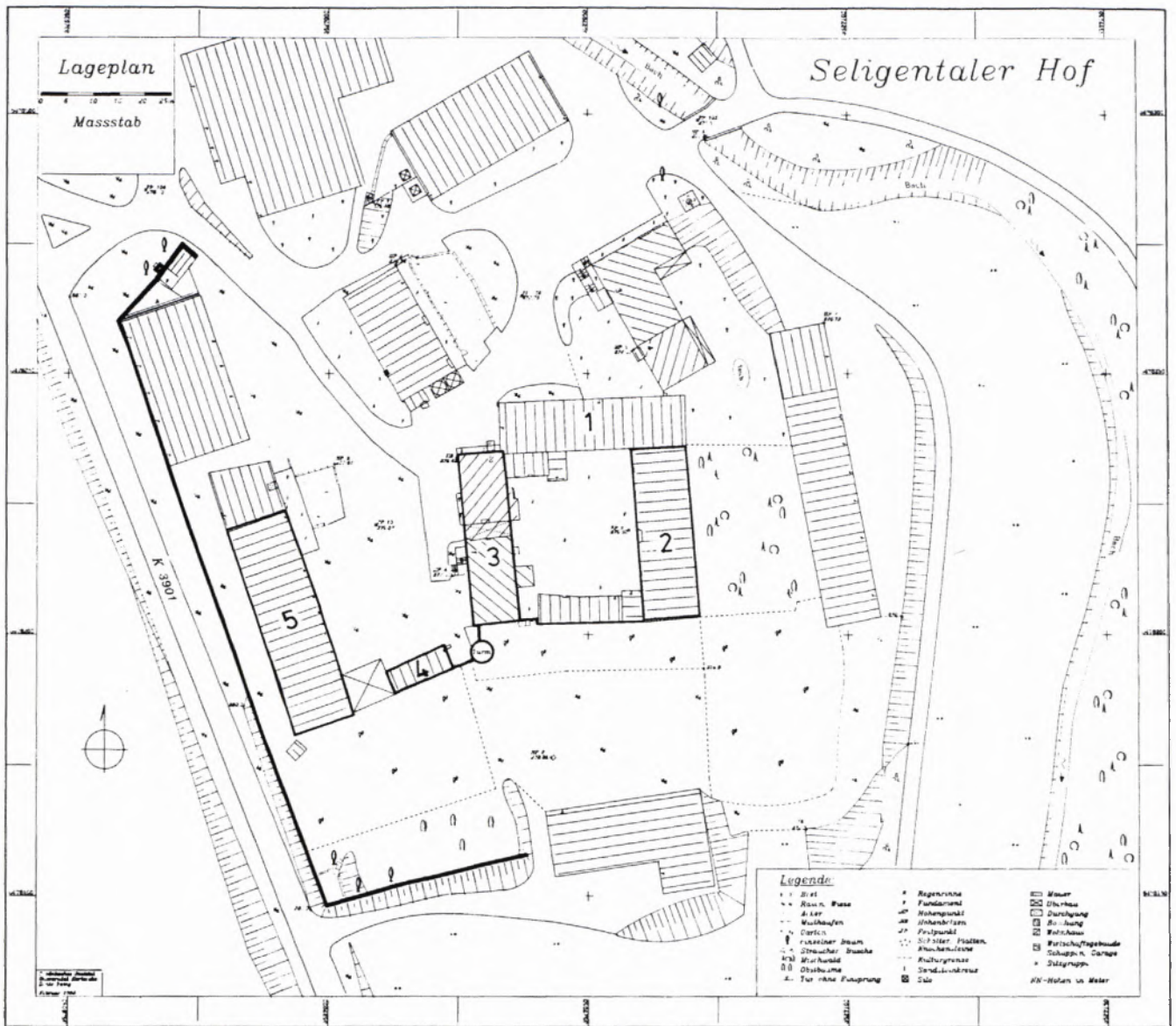
Im 14. Jahrhundert konnte das Kloster seine Herrschaft durch Erwerb und Stiftungen erweitern, so beispielsweise durch die Mühlen von Schlierstadt, Zimmern, Seckach, Katzental und Osterburken sowie durch weiter entfernte Güter in Tauberbischofsheim, Marbach, Röttingen, im Jagst- und Kochegebiet. Als bedeutendste Erwerbung kam im 15. Jahrhundert ein Ganerbenbesitz in Hainstadt dazu. Doch schon in der Mitte dieses Jahrhunderts ist ein gewisser Niedergang des Klosters zu verzeichnen. Kriege und Seuchen suchten die Gegend heim, was sich auch auf die Einkünfte des Klosters ungünstig auswirkte. 1454 wurde es auf Veranlassung des Vaterabts in Bronnbach von der Pflicht befreit, Novizinnen aufzunehmen, es sollte auf bessere Zeiten gewartet werden. 1525 wurde das Kloster von aufständischen Bauern gestürmt, aber genaue Berichte über eventuelle Zerstörungen fehlen. Obwohl im 16. Jahrhundert neue Eintritte in das Kloster verzeichnet sind, überlebt es die Reformation nicht. Ein



■ 6 Klausur Ostflügel, Sakristei, Detail Gewölbe, südliches Joch, Mai 1995.



■ 5 Klausur Ostflügel, Sakristei, Innenaufnahme nach Süden, Mai 1995.



■ 7 Lageplan Seligentaler Hof, Februar 1994, historische Gebäude umrandet; 1 ehemalige Kirche, 2 Klausur Ostflügel, 3 Klausur Westflügel, 4 Holzlege, 5 Scheune.

Grund war sicher, daß einige Familien, aus denen die Nonnen stammten, Anhänger der Reformation wurden. Möglicherweise gab es Austritte. Dazu kamen wohl wirtschaftliche Schwierigkeiten, denn einige weit entfernte Güter wurden, aus unbekanntem Gründen, verkauft. 1552 werden das Kloster und seine näher gelegenen Dörfer im Zuge der Fehde zwischen dem Erzstift Mainz und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg gebrandschatzt. Zur selben Zeit traten die Adligen der Umgebung zum evangelischen Glauben über, einige Nonnen schlossen sich dem an, andere kehrten zu ihren Familien zurück. Nach dem Tod der letzten Äbtissin Amalia Schelmin von Berg im Jahr 1561, sie war aus Böhmen gebürtig, lebten nur noch zwei Nonnen. Das Mainzer Erzbisum, dem das Kloster nun unterstellt ist, spricht ihnen die Fähigkeit zur Leitung ab. Nach sieben Jahren, also 1568, wird das Kloster aufgehoben.

Die Einkünfte fielen zunächst den Jesuiten in Mainz, dann der kurmainzischen Hofkammer zu. Das Kloster wurde zum Hofgut umgestaltet und von einem Hofmeister betreut. Aus dieser Zeit, der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, ist auf einer Jagdgrenzkarte (Abb. 1) eine Ansicht der Anlage von Westen erhalten. Archivalisch belegt sind aus dieser Zeit Reparaturarbeiten: Die beschädigten Wehrmauern wurden wieder aufgerichtet, eine Freitreppe vom Wirtschaftshof zum sogenannten Äbtissinnenhaus, dem Westflügel der ehemaligen Klausur, errichtet. Die neue Eingangstür war auf das Jahr 1581 datiert, heute ist die Inschrift nicht mehr zu sehen. Restitutionsversuche der Folgezeit oder das Vorhaben, im ehemaligen Kloster ein evangelisches, adeliges Damenstift einzurichten, scheiterten. An der rechtlichen Situation der Klosterdörfer Schlierstadt, Hemsbach, Zimmern, Seckach und dem später dazugekommenen Ruchsen änderte sich nichts,

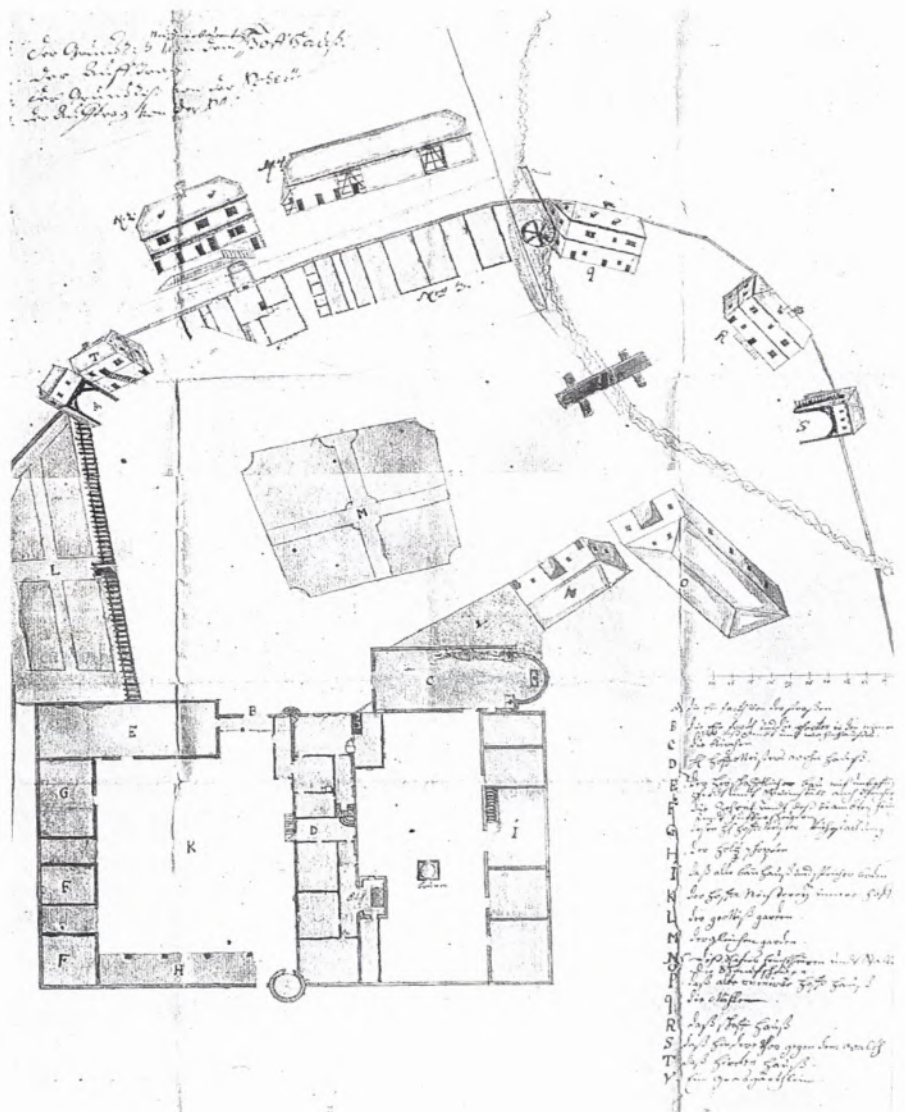
sie waren weiter abgabepflichtig. Im Hofgut wurde eifrig Landwirtschaft betrieben. Ein Lageplan mit Beschreibung von 1730 (Abb. 8) zeigt die Anlage mit Ställen für verschiedene Tiere, Mühle, Zehntspeicher, Gärten und einem Hirtenhaus.

Im Jahr 1710 sind Nachrichten bezüglich der Gottesdienste in der damals noch bestehenden Kirche erhalten. Die Messen wurden abwechselnd von den Pfarrern aus Seckach und Schlierstadt gelesen. 1750 gab es einen Schriftwechsel wegen der Organistenstelle. Das verwundert, denn die Kirche müßte allein für die Bewohner des Hofgutes viel zu groß gewesen sein. Aus diesem Grund und wegen des schlechten Bauzustandes wurde sie 1788 profaniert und in der Sakristei eine Kapelle eingerichtet. Grund für das lange Bestehen der Kirche waren möglicherweise die beiden jährlich abgehaltenen Wallfahrten, die für das 17. und 18. Jahrhundert überliefert sind und mit der Profanierung der Kirche zum Erliegen kamen. Die Kirche wurde zum Teil abgebrochen und die Materialien zum Neubau des Seckacher Pfarrhauses verwendet. Über den Verbleib der Innenausstattung ist nichts bekannt, außer daß sie der Schlierstadter Pfarrer für wertlos hielt. Die Reste der Klosterkirche wurden als Stall und Scheune verwendet.

1803 kam das Kloster im Zuge der Säkularisation und der Entschädigung des Adels für verlorengegangene linksrheinische Güter in den Besitz der Fürsten von Leiningen, die es weiter als Hofgut betrieben. In den 1840er Jahren wurden die katholischen Gottesdienste aufgegeben, nachdem keine Katholiken mehr in Seligental wohnten. Gegen Ende des Jahrhunderts brachte man die verbliebenen Grabplatten zumindest zum Teil in die Schlierstadter Kirche, wo sie noch heute zu sehen sind. 1934 wurde das Hofgut an drei Landwirte verkauft, in deren Familienbesitz es sich noch heute befindet.

Baugeschichte

Was die Baugeschichte des Klosters angeht, ist man auf die wenigen historischen Pläne und Darstellungen, Archivalien und die Erforschung der auf uns gekommenen Bauten angewiesen. Die älteste Darstellung des Klosters stammt aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und findet sich auf einer Jagdgrenzkarte (Abb. 1). Sie zeigt die Anlage von Westen. Gut zu erkennen ist die Kirche mit Dachreiter und frühgotischem, dreiteiligem Maßwerkfenster an der Westfassade. Der Dachreiter und sein Zelt-



dach scheinen einen polygonalen Grundriß, die Westfassade einen Abschluß mit Krüppelwalm zu haben. Südlich der Kirche schließt sich ein dreigeschossiges Gebäude mit Fachwerkobergeschoß und zwei Erkern an Trauf- und Giebelseite sowie ein zweigeschossiges Gebäude, auch mit Fachwerkobergeschoß an. Der üblichen Organisation eines Klosters zufolge muß es sich um die Klausurgebäude handeln, die den inneren Hof mit Kreuzgang umschließen.

■ 8 Lageplan Seligentaler Hof, 1730.

Nach Westen und Norden erstreckt sich der äußere Klosterhof. Im Westen ist die Situation noch heute erhalten: Hinter der Umfassungsmauer stehen Gebäude mit mächtigen Satteldächern, in der Höhe gestaffelt. An der nicht mehr erhaltenen Nordmauer, die ein kleines Tor für Fußgänger und ein großes für Reiter und Fuhrwerke aufweist, sind verschiedene kleinere Gebäude aufgereiht, an der östlichen Mauer setzt sich das fort. Im Osten meint man einen eingefriedeten Bereich, einen Garten, zu erkennen.

Der zweite bekannte Plan von 1730 (Abb. 8) zeigt eine weitgehend identische Situation. Es handelt sich um eine Art Lageplan, bei dem ein Teil der Gebäude in Isometrie oder Ansicht, ein Teil mit Grundrißeinzeichnung angegeben ist. Nun lassen sich Klausurbereich mit Kirche und ehemaligen Klostergebäuden um den Innenhof und zwei Wirtschaftshöfe deutlich unterscheiden. Freilich lag die Klosterzeit damals schon mehr als 160 Jahre zurück und so haben sich die Bezeichnungen und sicher auch die Gebäude verändert. Die Bauten im Klausurbereich werden als altes Bauhaus und Speicherboden im Osten sowie als Hofmeisterhaus im Westen bezeichnet. Sie haben ursprünglich Sakristei, Kapitelsaal, Dormitorium, Refektorium, Celleraria usw. beherbergt. Der westlich anschließende innere Wirtschaftshof sowie der äußere Wirtschaftshof im Norden dürften sich weniger verändert haben. Hier finden sich Holzschuppen, Zehnt- und Fruchtkasten, Ställe, zwei Torhäuser, die Mühle, Schäferei, Hirtenhaus und Gärten. In der Klosterzeit mußte hier noch die Infirmaria gewesen sein, das Haus für Alte und Kranke, eine Art Altersheim und Krankenhaus, in das man sich auch als Pfründner einkaufen konnte. Sie ist 1277 erstmals erwähnt. Ebenso fehlt 1730 der Hinweis auf ein Wohngebäude der Konventualen, der männlichen Klosterangehörigen, die die Landwirtschaft besorgten. Das „alte ruinierte Hofhaus“ könnte das Wohn- und Amtshaus des Klostersvogts gewesen sein. Der Verwalter des neu geschaffenen Hofguts mag nach Erlöschen des Klosters die sicher gut ausgestatteten Repräsentationsräume der Klausur bezogen haben, so daß die alte Vogtei nicht mehr oder nur noch gering genutzt wurde.

Leider nur skizzenhaft und für seine Verhältnisse außergewöhnlich ungenau ist der Lageplan in Adolf von Oechelhaeusers *Kunstdenkmäler-Band* von 1901. Oechelhaeuser war Großherzoglich Badischer Konservator der Kunst- und Altertumsdenkmale und ihm verdanken wir eine erste systematische Bestandsaufnahme der Kulturdenkmale des heutigen Neckar-Odenwald-Kreises. Schematisch sind die Grundrisse der Klausur mit Kirche und innerem Wirtschaftshof angegeben, dazu noch die Zeichnung des Portals, das vom Wirtschaftshof in den sogenannten Äbtissinnenbau, den Westflügel der Klausur (Abb. 9), führt.

Eine Postkarte aus der Zeit vor 1928 zeigt das ehemalige Kloster von Nordwesten. Anstelle der Kirche sehen wir ein Wirtschaftsgebäude; der innere

und äußere Klosterhof sind noch durch ein in den 1960er Jahren abgebrochenes Gebäude in Ost-Westrichtung getrennt. Im Plan von 1730 wurde es als herrschaftlicher Bau mit Ställen bezeichnet. Von diesem Gebäude gibt es noch Fotos. Es wird bei Weiß als Hospiz oder Konversenhaus bezeichnet.

Es ist ziemlich unwahrscheinlich, daß in Archiven noch mehr Pläne und Abbildungen zu finden sind. Anders sieht es mit der Auswertung von schriftlichen Quellen aus. Durch Schenkungsurkunden usw. ist man über die Ausstattung der Kirche informiert. So weiß man von der Existenz eines Ursulaaltars und der Grablege der Stifterfamilie. Von beidem fehlt jede Spur.

Recht ausführlich ist die Beschreibung der Kirche aus dem Jahr 1785 aus der Feder eines Oberschaffners, also Gutsverwalters. Er gibt die Maße der Kirche, das Material und weitere Einzelheiten an. So hatte der Turm damals drei Glocken und eine Uhr. Der Bericht schildert sehr ausführlich den schlechten Bauzustand der Kirche. Der Fußboden hatte keinen Steinbelag, war durch die Grabstätten uneben, die Decke war zerfallen, die hölzerne und textile Ausstattung vermodert und versport. Im Archiv der Fürsten von Leiningen in Amorbach gibt es bislang unbearbeitete Archivalien, auch aus der Zeit vor 1803, deren Durchsicht möglicherweise noch Details über den Bau- bzw. Verfallszustand des Klosters geben können.

Detailliert, aber nicht immer richtig, beschreibt Oechelhaeuser 1901 die verbliebenen Gebäude des Klosters. Die ehemalige Kirche, damals Schafstall und Scheuer, war noch als einschiffiger, flachgedeckter Saalbau zu erkennen. Die halbkreisförmige Apsis war abgemauert und zum Teil eingestürzt. Am Äußeren waren noch Reste einer Gliederung mit Dreiviertelsäulen auf attischer Basis zu sehen. Weiter beschreibt er die Westfassade mit spitzbogigem Portal und erwähnt Reste von Wandmalereien. Auch bei der anschließenden Beschreibung der Sakristei spricht Oechelhaeuser von undeutlichen Resten von Wandmalereien an den Wänden aus der Erbauungszeit. Seiner Meinung nach würden sie „bei der herrschenden Feuchtigkeit wohl bald dem gänzlichen Verderben anheimfallen“. Interessant ist noch sein Hinweis auf die heute verschwundene Jahreszahl 1581 an der Renaissancetür des Westflügels.

Mündlich überliefert sind die weiteren Schicksale der Gebäude. 1928 brannte die Kirche ab. An ihrer Stelle

errichtete man eine Maschinenhalle. 1951 wurde nach Aussage der Eigentümer der drei- oder viergeschossige Ostflügel bis auf das Erdgeschoß abgebrochen und ein neues Dach, zum Teil unter Verwendung von Altmaterial aufgeschlagen (Abb. 2, 3). Ein drei- oder viergeschossiger Bau ist kaum glaubhaft, zweigeschossig war er aber auf jeden Fall, wie es heute noch im Dachgeschoß zu sehen ist. Oechelhaeuser hat hier unrecht, wenn er 1901 einen eingeschossigen Bau beschreibt, bei dem „nichts auf das Vorhandensein eines Oberstocks“ hinweise.

Was die noch bestehenden Gebäude angeht, brachten eine Bauaufnahme und einige Dendrodatierungen, die das Landesdenkmalamt 1993 durchführen ließ, neue Erkenntnisse. Zunächst zum Ostflügel, dessen Streichbalken, also der Mauerbalken, auf dem die Deckenbalken aufliegen, von 1233 (mit einer Ungenauigkeit von \pm acht Jahren) stammen. Die Balken und somit die Umfassungsmauern des Gebäudes gehören folglich zum Gründungsbau des Klosters. Die meisten anderen Hölzer, also Unterzüge, Deckenbalken sowie die Stützen im Erd- und Obergeschoß, wurden im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts gefällt; die Erbauungszeit liegt vermutlich um 1593. Eine Ausnahme bildet ein wohl wiederverwendeter Balken, sein Holz wurde im Jahr 1400 geschlagen.

Genaueren Aufschluß über das Alter der Mauern und Gewände könnte noch eine restauratorische Befunduntersuchung der Putzschichten und eine stilkritische Analyse der Bauformen und Malereien geben, wenn sie freigelegt wären. Alle Zwischenwände des Ostflügels wurden nachträglich eingezogen, da Putzschichten auf den Umfassungswänden der Erbauungszeit durchlaufen. Das muß aber nicht bedeuten, daß diese Wände viel später errichtet wurden. Wir wissen jedoch zu wenig über den mittelalterlichen Baubetrieb und die damalige Art der Planung, um eine genauere Aussage treffen zu können. Am Ostflügel lassen sich weiter einige vermauerte Öffnungen erkennen, so die stichbogige Öffnung unter dem Transennenfenster (Abb. 3, 5) der Sakristei und das Ovalfenster im Kapitelsaal (Abb. 3). Diese großen Öffnungen geben gleichzeitig neben den Schlüssellochscharten keinen Sinn. Über die zeitliche Abfolge ihrer Entstehung könnte eine Putzuntersuchung genauere Ergebnisse bringen. Untersuchen mußte man weiter, ob Türen- und Fenster im Lauf der Zeit versetzt wurden. So ist der Scheitelstein des großen Spitzbogentores, das



in den Kapitelsaal führt, unter dem Streichbalken recht grobschläch-
tig abgearbeitet, was für einen nachträg-
lichen Einbau spricht. Interessant sind
überhaupt die unterschiedlichen
Bogenformen an der Hoffassade:
Rund-, Spitz- und Stichbogen stehen
nebeneinander. In der Sakristei fällt
zunächst die überaus und für zisterzi-
ensische Bauten typische Qualität
und Exaktheit der Steinbearbeitung
auf. Dem gegenüber findet sich in der
Südostecke des Raumes ein ziemlich
großer Abstand zwischen Wand und

Gewölbekämpfer, während es in den
anderen Ecken keine derartigen Zwi-
schenräume gibt (Abb. 4, 5).

Die klösterliche Nutzung des Ostflü-
gels ist weitgehend unbekannt. Ziem-
lich sicher war der gewölbte Raum 01
eine Sakristei, schon allein wegen der
Lage, der Verbindungstür zur Kirche
und der Tatsache, daß in einem Non-
nenkloster eine Sakristei unumgäng-
lich notwendig war. Die Priester ka-
men von außerhalb und mußten ei-
nen Raum zum Umkleiden haben.

■ 9 Klausur Westflügel, Ansicht von We-
sten, Mai 1995.



■ 10 Klausur Ostflügel, sog. Kapitelsaal, In-
nenaufnahme von Südosten, Mai 1995.

Die Männerklöster der Zisterzienser hatten dagegen ursprünglich keine Sakristei, da die Gewänder im Kirchenraum aufbewahrt wurden. Raum 03 (Abb. 10) mit den vier Holzstützen wird immer, zuerst von Oechelhaeuser, als Kapitelsaal angesprochen, möglicherweise erhielt der Raum seine Gestalt aber auch erst 1593 und hatte zuvor eine andere Aufteilung.

Bauhistorisch wurde der Westflügel (Abb. 9) der Klausur bis heute nicht untersucht. Da er bewohnt ist, wäre eine solche Untersuchung auch nur schwer durchzuführen. Leider sind die Dachstühle beider Gebäudehälften in der Nachkriegszeit abgebrochen und ersetzt worden.

Nicht untersucht werden konnte bisher die südliche Umfassungsmauer der Klausur. Das Innere der Mauer ist durch moderne Anbauten verstellt. Anschlüsse älterer Bauten müßten hier gesucht werden. Ungewöhnlich ist der Rundturm an der Südseite der Anlage. Seine Funktion ist unklar. Oechelhaeuser spricht von „Mauertürmen“, leider ohne anzugeben, wo sich andere befunden haben sollen. In diesem Zusammenhang ist zu bemerken, daß das Landesdenkmalamt bei der Neubebauung des Geländes in der Nachkriegszeit, außer in einem Fall, nicht beteiligt wurde. So war es bislang nicht möglich durch Grabungen weitere Kenntnisse zu erlangen, von der Zerstörung von Funden und Befunden nicht zu reden.

Bei dem Tor zwischen Rundturm und

Holzlege (Abb. 11) handelt es sich nach mündlicher Überlieferung um das alte Kirchenportal, das nach dem Brand 1928 hierher versetzt wurde. Die Steinschäden, Absandung und Abschuppung, sprechen für die Einwirkung von Hitze. Auch die Verwendung von Backsteinen für die Hintermauerung und die Ausfugung mit Zementmörtel bestätigen diese Aussage.

Die Holzlege (Abb. 11) konnte dendrochronologisch auf das Jahr 1724/25 datiert werden. Hier wäre zu untersuchen, ob ein Teil der originalen Ausfachung erhalten ist und was nachträglich eingefügt wurde. Eventuell würde man auf diesem Weg Aufschlüsse über die frühere Funktion des Gebäudes erhalten.

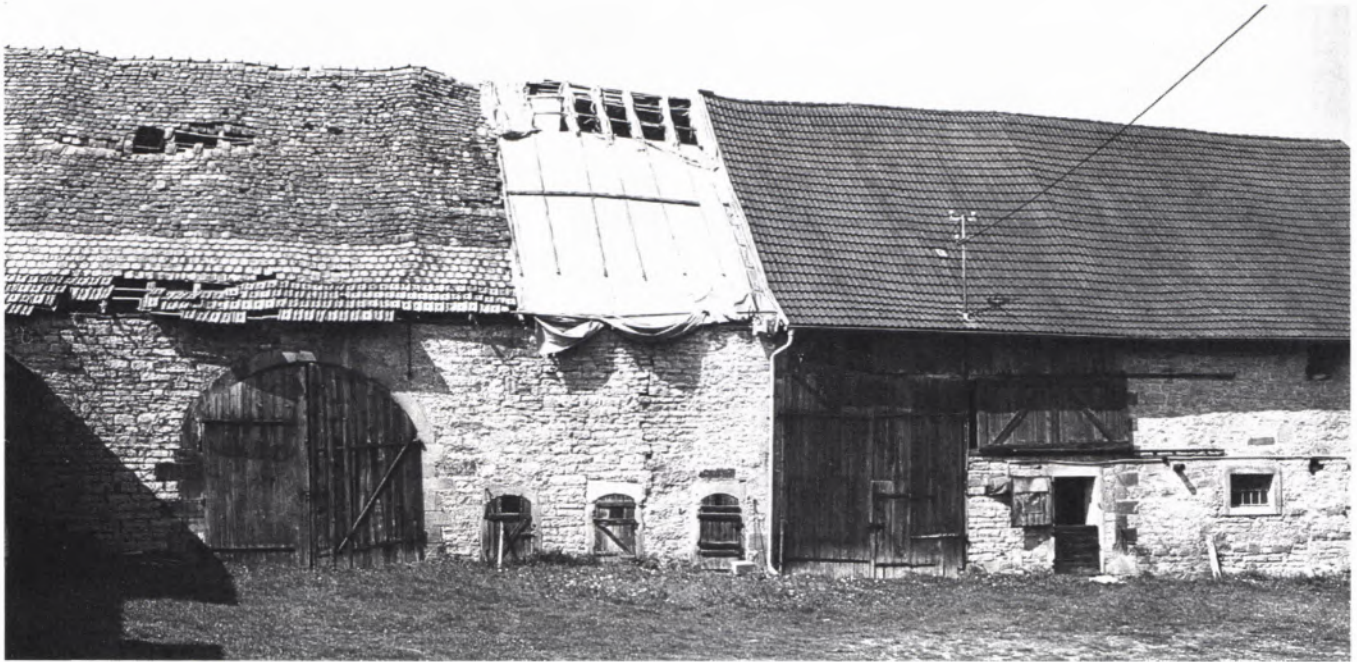
Die Scheune (Abb. 12), 1625 am Torbogen datiert und 1731 als Zehnt- und Fruchtkasten bezeichnet, könnte im Dachwerk auch 1625 entstanden sein. Der verzapfte, liegende Stuhl spricht jedenfalls nicht dagegen. Sicher befinden sich in der Süd- und Ostwand ältere Mauerteile. Das ist vor allem in der südlichen Giebelwand von innen an einem Mauervorsprung und an dem querovalen Fenster zu sehen, das dem des Westflügels der Klausur gleicht.

Nicht datiert und untersucht ist schließlich die äußere Umfassungsmauer.

Der bauliche Zustand der Anlage ist, abgesehen vom Westflügel, aufs

■ 11 Rundturm, Tor und Holzlege, Ansicht von Norden, Mai 1995.





höchste gefährdet. Die Außenwände neigen sich bedrohlich nach außen. Die Deckenbalken sind durch jahrelanges Einregnen morsch, der Dachstuhl kaum noch zu betreten. Das undichte Dach bereitet besonders über der Sakristei Probleme (Abb. 14). Dort war jahrelang ein Hühnerstall untergebracht und die Exkremente werden in die darunterliegenden Gewölbe, den verbliebenen Putz und die Malschichten gespült. Aufsteigende Feuchtigkeit und Durchfeuchtung der Mauern bei Schlagregen wegen stellenweise fehlendem Fugenmörtel vervollständigen den dramatischen Zustand. Entsprechend ist der Zustand der südlichen Klausurmauer, des Turmes und des Tores.

Die Gefährdung des Westflügels lag in der Nachkriegszeit in Umbau- und Modernisierungsmaßnahmen, die nicht mit der Denkmalpflege abgestimmt waren und Eingriffe in die Bausubstanz mit sich brachten.

Auch die Außenwände der Holzlege neigen sich bedrohlich, der Zustand der Decken ist zum Teil so schlecht, daß sie nicht betreten werden können. Aber immerhin ist das Dach weitgehend dicht; so schreitet der Zerfall nicht so schnell wie beim Ostflügel fort.

Für den südlichen Teil der Scheune liegt derzeit ein Abbruchgesuch vor. Das Dach ist gut zur Hälfte abgedeckt, Dach und Außenmauern neigen sich zum Hof hin, die Windversteifungen des Daches fallen heraus bzw. brechen, je nach dem, ob sie Zug oder Druck ausgesetzt sind. Die Dachhaut des nördlichen Scheunenteils ist in

gutem Zustand, die Verformungen des Bauwerks scheinen stabil zu sein.

Baubeschreibung

Das heutige Hofgut Seligental liegt zwischen Osterburken-Schlierstadt und Seckach-Zimmern im Tal des Krummebachs. Selbst auf einem modernen Lageplan (Abb. 7) läßt sich das ehemalige Kloster erkennen. Inmitten eines zufällig angeordneten Konglomerats von Gebäuden fällt eine geschlossene Vierflügelanlage auf, die ursprünglich den Klausurbereich des Klosters beinhaltete. Hier interessieren nur noch Ost- und Westflügel als historische Gebäude. Anstelle der Kirche an der Nordseite steht heute eine Maschinenhalle, an der Südseite finden sich moderne Schuppen. Westlich der Vierflügelanlage erstreckt sich ein nach Norden offener Hof, der von Wirtschaftsgebäuden eingefasst ist. Historische Bauten sind, beginnend südlich der Klausur, ein Rundturm, dann westlich davon ein Tor, eine Holzlege und, im rechten Winkel daran, eine Scheune. Zum Kloster gehört noch eine äußere Umfassungsmauer, die, beginnend in Höhe des Turmes an der Südseite, erhalten ist, dann in nordwestlicher Richtung parallel zur Scheune verläuft und eine kurze Fortsetzung nach Nordosten hat. Errichtet wurden die Gebäude aus dem örtlich anstehenden Kalkstein. Für die Werksteine wurde gelber oder Buntsandstein verwendet.

Der Ostflügel der Klausur (Abb. 2–4) ist ein eingeschossiger, massiv errichteter, langgestreckter Baukörper. Durch fünf Quer- und eine kurze Längswand ist der Bau in sieben

■ 12 Scheune von 1625, Ansicht von Osten, Mai 1995.

Räume unterteilt. Von Nord nach Süd ist das zunächst die sogenannte Sakristei, Raum 01, ein zweiachziger Raum mit leicht spitzbogigen Kreuzrippengewölben. Die Kreuzrippen sind stark dimensioniert und haben ein rechteckiges Profil. Ein Scheitelstein zeigt eine Kreuzblume; Reste von gelb-ockerfarbigen und weiß gemusterten Ornamenten sind zu sehen (Abb. 6). Die kelchartigen Kämpfer sitzen tief, etwa einen Meter über dem mit Steinplatten belegten Fußboden (Abb. 5). Der Raum ist zwischen Boden und Scheitelstein etwa 3,85 Meter hoch. Man betritt die Sakristei durch ein schmuckloses Rundbogentor. Das höhere Niveau des Hofes ist durch zwei Stufen im Innern ausgeglichen. Belichtet wird der Raum durch ein später eingebrochenes hochrechteckiges Fenster mit Schlagleiste und Ablaufnase an der Hofseite sowie ein rundbogiges Transennenfenster an der Rückfassade. Unter einem Transennenfenster versteht man den Verschluss einer Fensteröffnung mit einer durchbrochenen Steinplatte. Das Segimentaler Fenster ist aus Kreis, Quadrat, Raute und deren Teilstücken zusammengesetzt und dürfte ein sehr seltenes Beispiel nördlich der Alpen darstellen. Transennenfenster sind südlich der Alpen meist vor Erfindung der Fensterverglasung verwendet worden. Unter dem Transennenfenster ist eine vermauerte Stichbo-

genöffnung zu erkennen. Ihre gemalte Rahmung wurde flüchtig über-tüncht. Als weitere, heute vermauerte Öffnungen, finden sich in der Sakristei an deren Nordwand nebeneinander eine stichbogige Öffnung, wohl der alte Zugang zur Kirche, und eine spitz-bogige Nische unbekannter Funktion. Beide Öffnungen verbindet ein rechteckiges Fenster (Abb. 13).

Der Verputz der Gewölbekappen ist in weiten Teilen erhalten, droht aber abzufallen. Malereien zeichnen sich durch eine spätere Kalktünche ab. Deutlich zu erkennen sind Sterne und kreisrunde Formen, die sich farblich und auch etwas erhaben von der umgebenden Fläche absetzen. Farbreste scheinen auch durch die weiße Kalktünche der Wände (Abb. 5, 6).

Die sich nun anschließenden Räume 02 bis 05 haben Holzbalkendecken, meist mit Lehmwickeln, zum Teil auch mit Betonsteinen als preußische Kappen ausgemauert, zum Teil fehlt die Ausfachung. Als Bodenbelag findet sich in allen weiteren Räumen unter Schmutz und Schutt, ein Kalkestrich, eine sehr frühe und nur noch selten erhaltene Art eines Fußbodens.

An den Fassaden (Abb. 2, 3) fallen die unterschiedlichen Tür- und Fensterformen auf. Es finden sich rund-, spitz- und stichbogige Öffnungen so-



■ 13 Klausur Ostflügel, ehemaliger Zugang zur Kirche in der Nordwand, Mai 1995.



■ 14 Klausur Ostflügel, Dachgeschoß über der Sakristei, Mai 1995.

wie hochrechteckige Fenster, z. T. mit schmiedeeisernen Gittern, entsprechend dem in der Sakristei, die unterschiedlichen Epochen angehören. Interessant ist die Existenz von mehreren Schlüsseloch- und einer einfach schlitzförmigen Scharte an der Rückfassade und der westlichen Giebelseite des Klausurflügels. Weiter gibt es unregelmäßige und übrigens auch statisch ungesicherte Öffnungen, die aus dem Abbruch des Obergeschosses oder modernen Nutzungen des Gebäudes stammen dürften.

An der Hoffassade sind acht Kragsteine in regelmäßigen Abständen erhalten, die ehemals als Auflager für einen möglicherweise hölzernen Kreuzgang gedient haben dürften.

Unterzüge und Balkendecke von Raum 03, dem sogenannten Kapitelsaal (Abb. 10), ruhen auf vier hölzernen Säulen mit Sockel, achteckigem Schaft und unverziertem Kapitel. Der Raum hat als Zugang vom Hof ein zweistufig abgetrepptes Spitzbogentor. Belichtet wurde der Raum an der Hofseite durch ein Spitzbogenfenster mit einfachem Maßwerk in frühgotischem Stil, das heute vermauert ist. Ungewöhnlich ist das noch halb vorhandene und heute vermauerte querovale Fenster in der Rückfassade, das, wie das Maßwerkfenster, dem ersten Bauzustand angehören dürfte. Im Kapitelsaal lassen sich noch eini-

germaßen die gemalten Quader um die Fensteröffnungen erkennen, die möglicherweise in anderen Räumen unter der Kalktünche auch noch vorhanden sind. Die Felder sind rot und haben einen schwarzen, möglicherweise auch grauen Fugenstrich.

An den Baufugen ist deutlich zu erkennen, daß die Räume 06 und 07 nachträglich eingewölbt wurden. Raum 05 und 06 bildeten also ursprünglich eine Einheit.

Das etwa 35 Grad geneigte Satteldach des Ostflügels ruht auf zwei Stützenreihen, die den Dachraum in eine dreischiffige Halle teilen (Abb. 14). Diese Stützen sind denen des Erdgeschosses recht ähnlich, haben aber neben dem einfachen Kapitel noch ausladende Kopfhölzer. Die restliche Dachkonstruktion ist unter einer Verkleidung verborgen. Die Dachdeckung besteht aus Handstrichbibern. Eine große Anzahl von spitz zulaufenden Bibern ist noch vorhanden, die aus mittelalterlicher Zeit stammen dürften.

Die nördliche Giebelwand ist durch den Anbau der Maschinenhalle heute verdeckt. Im Giebeldreieck ist noch alter Putz an der Außenseite vorhanden. Im Innern und an der Erdgeschoßaußenseite liegt neuer Putz auf. Die südliche Giebelwand zeigt im Innern des Dachgeschosses aufgemal-

tes Fachwerk. Die südliche Umfassungswand der Klausur hat nur eine stichbogige Öffnung, dazu Baufugen und deutliche Wechsel in der Steingröße. Zur Innenseite des Hofes ist die Wand durch moderne Anbauten verdeckt.

Der Westflügel (Abb. 9) ist bewohnt und daher nicht vom Abbruch bedroht. Aufgeteilt ist das Gebäude heute in zwei Wohneinheiten. Die nördliche Hälfte hat drei Vollgeschosse, massiv sind Erd- und Obergeschoß, das zweite Obergeschoß besteht an der Fassade zum Wirtschaftshof aus Sichtfachwerk. Die südliche Hälfte hat einen mächtigen gewölbten Hochkeller und zwei massive Vollgeschosse. Auffallend ist die schöne, leicht spitzbogige Tür, die vom Wirtschaftshof in das Erdgeschoß führt. Sie zeigt einfaches Roll- und Beschlagwerk, eine Sonne im Scheitelstein und eine Blattmaske bzw. Blattwerk als Sockel des an der Innenseite des Gewändes verlaufenden Birnstabes. Das moderne Satteldach des Westflügels ist flach geneigt und mit Asbestzementplatten gedeckt.

Südlich des Westflügels ist die Umfassungswand eines Rundturmes mit vier Metern Durchmesser und knapp fünf Metern Höhe erhalten. Er hat zum Hof hin in Höhe des Obergeschosses eine Stichbogentür und ein schartenartiges Fenster mit Werksteinrahmung nach Süden.

Westlich daran schließt ein freistehendes, leicht spitzbogiges Tor in rechteckiger Rahmung an (Abb. 11). Der obere Rand der Rahmung ruht auf einem Spitzbogenfries, das Gewände ist sehr qualitativ bearbeitet und weist zwei Birnstäbe neben weiteren Profilierungen auf. Die Oberflächenbearbeitung ist teilweise noch sichtbar, Fassungsreste sind erhalten. An der Rückseite fällt die Ausmauerung des Bogens mit Backsteinen auf.

In gerader Linie, weiter nach Westen steht ein zweigeschossiger, dreiachsiger Fachwerkbau mit je einer massiven Trauf- und Giebelwand (Abb. 11). Während die Traufwand als Teil der alten Umfassungswand der Anlage zu sehen ist, besteht die Giebelwand aus modernen Betonsteinen. An den zwei Fachwerkwänden des als Holzlege benutzten Gebäudes finden sich fast alle denkbaren Arten der Ausfachung: massives, verputztes Mauerwerk, verputzter Lehm auf Holzstaken, Lattenbeschläge und offene Felder. Das Obergeschoß ist durch eine mittlere Stützenreihe zweischiffig geteilt, vermutlich war das im Erdgeschoß auch der Fall. Sehr schön und schwungvoll sind die Stützen gearbeitet, die Erd- und Obergeschoß übergreifen und das Rähm mit kielbogigen Kopfhölzern abstützen. Das Satteldach ist mit Betondachsteinen gedeckt. Der Rest der südlichen Umfassungswand besteht aus modernen Betonsteinen.

Nach Westen gerichtet schließt sich nun, fast parallel zum Wohnflügel der Klausur, ein großes Scheunengebäude (Abb. 12) an. Es wurde offensichtlich in zwei Abschnitten erbaut, was an einer Baunaht etwa in der Gebäudemitte deutlich zu erkennen ist. Die südliche Gebäudehälfte ist am Scheitelstein des Rundbogentores auf das Jahr 1625 datiert. Der Südgiebel weist sechs schartenartige Fenster mit Werksteinrahmung, die westliche Traufseite verschiedene Öffnungen aus unterschiedlicher Bauzeit auf. Bemerkenswert ist ein liegendes ovales Fenster mit sauber gearbeiteter Werksteinfassung entsprechend einem Fenster an der Hoffassade des Westflügels der Klausur. Die Hoffassade der Scheune zeigt von Süd nach Nord das bereits erwähnte Rundbogentor und dann drei niedrige Stichbogenöffnungen. Die nördliche Hälfte der Hoffassade ist durch spätere Mauerdurchbrüche derart verändert, daß sie hier nicht näher beschrieben werden

soll. Der Nordgiebel ist durch einen modernen Anbau verstellt. Das Satteldach der südlichen Hälfte ist mit Handstrichbibern gedeckt, auch hier finden sich noch die spitz zulaufenden Formen. Der nördliche Teil hat eine Dachdeckung aus modernen Betondachsteinen.

Die äußere Umfassungswand des Klosters ist in unterschiedlicher Höhe erhalten. Vor der in nordwestlicher Richtung verlaufenden Mauerzunge, an der heutigen Einfahrt in das Hofgut, sind ein Kruzifix und ein Steinkreuz der Barockzeit aufgestellt.

Auf dem gesamten Gelände, zwischen den modernen Gebäuden, finden sich immer wieder Spolien, ungenutzt oder in Zweitverwendung. Der mit Gehölzen überwucherte Platz zwischen dem Ostflügel der Klausur und dem modernen Wirtschaftsgebäude im Osten wurde sicher mit Abbruchmaterial aufgefüllt. Einzelne Fragmente von Werksteinen ragen aus der Erde.

Literatur:

- Adolf von Oechelhaeuser, Die Kunstdenkmäler der Amtsbezirke Buchen und Adelsheim (Kreis Mosbach). Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Tübingen und Leipzig 1901, S. 198–201.
- Gustav Rommel, Geschichte des ehemaligen Klosters Seligenthal. Zwischen Neckar und Main, Heimatblätter des Bezirksmuseums Buchen e. V., 5. Heft, Buchen 1922.
- Elmar Weiß, Das Kloster Seligenthal, in: Elmar Weiß, Helmut Neumaier, Geschichte der Stadt Osterburken, Osterburken 1986, S. 488–518.
- Walter Koupil, Seligenthal, Schlierstadt-Bauland, Chronik eines vergessenen Klosters, Hardheim 1990.

Ute Fahrback

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmersheimer Straße 55
76185 Karlsruhe

„Weder erhaltenswert noch sanierungsfähig“

Bernhard Laule



■ 1 Der Kirchberg in Seitingen-Oberflacht, Landkreis Tuttlingen (Luftbild: R. Gensheimer LDA).

Diese vernichtende gutachterliche Äußerung eines Ingenieurbüros wäre eigentlich dazu geeignet gewesen, das Ende der Pfarrscheuer auf dem Kirchberg in Seitingen-Oberflacht, Landkreis Tuttlingen, zu besiegeln. Daß es doch ganz anders kam, erstaunt den außenstehenden Beobachter, hatte doch 1990 die Mehrheit der an der Entscheidung Beteiligten das Gebäude aufgegeben, und dies nicht etwa, weil man das stattliche Bauwerk unbedingt loswerden wollte, sondern weil man durch den scheinbar irreparablen und bedrohlich ausschauenden Bauzustand erschreckt, keine Möglichkeit sah, es zu erhalten, und dabei auch von Experten bestätigt und bestärkt wurde.

Auf besonders eindrucksvolle Weise bestimmt der Kirchberg von Seitingen-Oberflacht das unverwechselbare Bild der Gemeinde. Die Kirche Mariä Himmelfahrt bildet das geistige und bauliche Zentrum einer Anlage aus Kaplaneigebäude, Schwesternhaus, Pfarrhaus und Pfarrscheuer, die von einer starken eckturmbewehrten Mauer zusammengefaßt wird. Der bis heute den Kirchberg bestimmende, über Jahrhunderte gewachsene bauli-

che Charakter wurde trotz einiger bedauerlicher Verluste wie Mesnerhaus und altes Pfarrhaus nie ernstlich gestört oder durch Eingriffe und Erweiterungen entstellt.

Unter dem Konstanzer Domprobst Johann Ferdinand von Waldburg-Wolfegg (1706–1773) war die spätgotische Kirche wesentlich umgebaut und erweitert worden (geweiht 1762). Dabei hatte sie ihr äußeres Erscheinungsbild und 1759 die sehr qualitätvolle Ausmalung durch Franz Ludwig Herrmann erhalten. Ebenfalls im 18. Jahrhundert war das stattliche, landschaftstypische Scheuerngebäude mit massiven Umfassungsmauern aus Bruchstein und mächtigem Dachstuhl entstanden.

Mit dem Verlust ihrer angestammten Nutzung gingen die Vernachlässigung der Bauunterhaltung und die daraus folgenden Schäden einher. Eindringendes Wasser und das Nachgeben der Gründung unter der Südwestecke führten zum Abreißen des Giebels an dieser Stelle und zu einer Neigung des Südgiebels nach außen sowie zu partiell schweren Verformungen und zum Abfaulen des Holztragwerks.

Dabei zog der obere Bereich des Südgiebels den Dachstuhl nach, so daß die Mauerkrone des Nordgiebels weitgehend frei lag. Diese Schäden, verbunden mit unsachgemäßen Umbauten führten zu einem instabilen Zustand, einem sog. schiebenden Stuhl als Übergang vom Sparren- zum Pfettendach des als liegende Bundkonstruktion konzipierten Daches.

Im Zusammenhang mit der Planung eines Kindergartens Ende der 60er Jahre erwog man trotz Kenntnis der Schäden, die ehemalige Pfarrscheuer zu erhalten, zu sichern und für diese Nutzung umzubauen, und noch 1988 war die politische Gemeinde der Auffassung, „daß die Pfarrscheuer auf dem Kirchberg unbedingt erhalten werden muß“. Auch die Kirchengemeinde suchte nach Möglichkeiten „den Erhalt dieses Gebäudes zu sichern“, obwohl der Zustand als schlecht und gefährlich angesehen wurde. Als Nutzungsvorstellungen standen Vereinsräume und ein Heimatmuseum zur Diskussion.

Zweimal, 1969 und 1988, wurde vom Landesdenkmalamt die Landesstelle für Baustatik hinzugezogen, die die Erhaltungs- und Instandsetzungsfähigkeit des Gebäudes nicht in Abrede stellte. Dies allein sollte aber die Erhaltung nicht gewährleisten.

Das 1989 von der Kirchengemeinde bei einem Ingenieurbüro eingeholte Gutachten war nämlich niederschmetternd. Dessen Ausführungen schlossen zwar eine Sicherung nicht aus, sie waren aber weit davon entfernt, die Kirchengemeinde zur Erhaltung zu ermutigen, da der Verfasser selbst an einer solchen Möglichkeit zweifelte: „Aus der Sicht des Tragwerksplaners und nach Feststellung der vorhandenen Bausubstanz ist das vorhandene Gebäude weder erhaltenswert noch sanierungsfähig“. Auch ein Konzept mit sinnvollen Bauabschnitten wurde ausgeschlossen. Es „bleibt damit nur die Lösung eines Gesamtabrisses und eines Neaufbaues evtl. unter Verwendung alter, noch gebrauchsfähiger Bauteile, wobei dies nur in beschränktem Umfang möglich sein wird, oder aber eine generelle Gesamtsanierung für einen endgültigen Zweck, wobei nach unserer Auffassung auch hier eine vernünftige Lösung nur in Verbindung mit einem Teilabbau möglich wäre. Die vorübergehende Sanierung ist aus unserer Sicht auszuschließen.“

Nach einem gemeinsamen Ortstermin räumte der Tragwerksplaner schließlich ein, daß eine Sanierung der bestehenden Holzkonstruktion doch möglich sei. Seine Vorgehensweise allerdings war einem Kulturdenkmal unangemessen, denn er schlug vor, zunächst eine Nutzung zu suchen, von der dann Totalsanierung oder Abbruch und Neubau abhängen sollten. Die Chance für einen Erhalt der Pfarrscheuer war damit noch immer sehr gering.

Das Landesdenkmalamt wollte indes die Pfarrscheuer noch immer nicht aufgeben und gab bei einem Statiker ein Gutachten in Auftrag mit der Aufgabenstellung, die Erhaltungsfähigkeit des Kulturdenkmals zu prüfen und, falls eine Erhaltung möglich wäre, statisch-konstruktive Lösungswege für eine Sicherung unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten und die Kosten der Erhaltung aufzuzeigen. Vier Wochen bevor dieses positiv ausgefallene Gutachten vorlag, beschlossen im Januar 1990 der Kirchengemeinderat und der politische Gemeinderat in einer gemeinsamen Sitzung, daß die Reparatur der vorhandenen Bausubstanz nicht mehr in Frage komme. Beide Gemeinderatsgremien vertraten die Forderung eines Neaufbaues. Mit diesem Beschluß und dem dazugehörenden Gutachten schien es, als fehle nur noch die formale Abwicklung eines Abbruchgesuches mit der Begründung der Unzumutbarkeit.

Die beharrlichen Bemühungen des Landesdenkmalamtes, die Scheuer zu erhalten, wendeten schließlich das Blatt. Das Erhaltungskonzept wurde zunächst mit vorsichtigem Interesse

verfolgt und bald mit Aufgeschlossenheit, Gesprächsbereitschaft und Diskussionen durch die Kirchengemeinde und die politische Gemeinde unterstützt. Dies zeigte sich schon im Februar 1990, als das neue Gutachten mit alternativen Lösungen für eine Substanzsicherung des Gebäudes vorlag. Hieraus ging hervor, daß das Gebäude, falls gewünscht oder erforderlich, sehr wohl auch in zwei Abschnitten (Sicherung und Nutzung) einer neuen Verwendung zugeführt werden könnte. Dies war eine neue Grundlage, das Ziel „Erhaltung“ weiterzuverfolgen.

Das erste Ergebnis der Gespräche zwischen Kirchengemeinde und Landesdenkmalamt war, daß man versuchen wollte, für einen ersten Sicherungsabschnitt des Gebäudes eine Finanzierungsmöglichkeit zu suchen. Da das Sicherungskonzept durch das neue, vom Landesdenkmalamt eingeholte Gutachten realisierbar war, wurde im August 1990 die denkmalrechtliche Genehmigung erteilt und die Kirchengemeinde beantragte gleichzeitig beim Landesdenkmalamt einen Zuschuß, der im März 1991 bewilligt wurde.

Die Hoffnung, daß damit der Entschluß zur Tat einhergehe, hatte sich damit freilich noch nicht erfüllt, aber die unmittelbare Gefahr für ein gewolltes Verschwinden des Gebäudes war geringer geworden. Dafür wurde der bauliche Zustand immer schlechter. Die milden Winter dieser Jahre und das provisorische Sichern des Daches verhinderten wenigstens das Schlimmste.

Die technische Umsetzung war nun



■ 2 Ansicht von Westen, 1992.



nicht mehr das eigentliche Problem, sondern die Finanzierung und die spätere Nutzungsmöglichkeit. Die besondere Bedeutung des Kirchbergs und das beabsichtigte Sicherungsvorhaben ermöglichten dann eine wichtige finanzielle Förderung durch die Denkmalstiftung Baden-Württemberg. Auch zeichnete es sich ab, daß man die politische Gemeinde für die Erhaltung würde gewinnen können. Auch das Bischöfliche Bauamt der Diözese Rottenburg-Stuttgart setzte sich künftig ausdrücklich für die Erhaltung ein. Damit rückte die Finanzierbarkeit in greifbare Nähe.

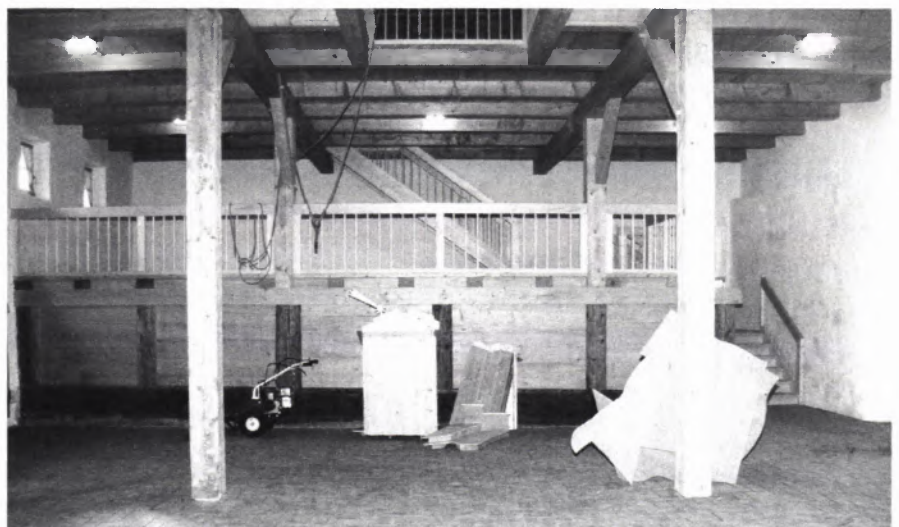
Eine Möglichkeit der Gebäudenutzung als zweiten Schritt und/oder teilweise verknüpft mit dem ersten Sicherungsabschnitt war noch nicht gefunden. Die gemeinsame Besichtigung der von der Gemeinde Merdingen (Landkreis Breisgau Hochschwarzwald) instandgesetzten Scheuer belebte die Diskussion wesentlich, da die Problematik der Sicherung und die Nutzungsfrage bei diesem Objekt deutliche Parallelen zu der Pfarrscheuer von Seitingen-Oberflacht besaß. Hier konnte anschaulich gezeigt werden, daß es außer einer Totalsanierung oder einer reinen Sicherung auch die Möglichkeit einer Sicherung und Instandsetzung mit reduzierter Nutzung gibt.

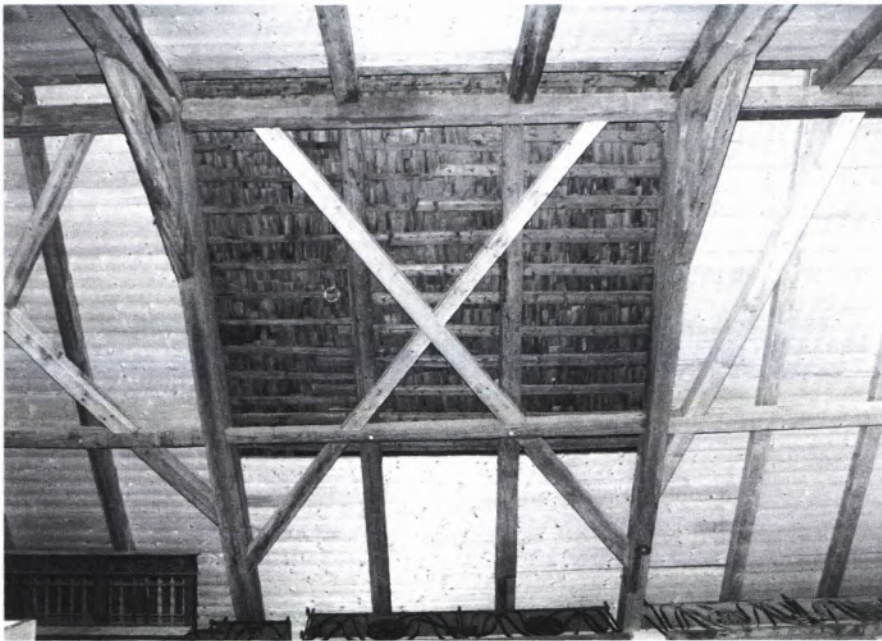
Die danach verstärkt einsetzenden konstruktiven Gespräche und die daraus folgenden Entscheidungen wurden jetzt von dem gemeinsamen Willen bestimmt, die Scheuer zu erhalten. Dies fand seine klare Bestätigung im Beschluß der Kirchengemeinde vom November 1992, die Pfarrscheuer zu erhalten und der endgültigen

gen Vergabe des Planungsauftrages sowie der engagierten Bestrebung, eine tragbare Finanzierung für eine Gebäudesicherung, verbunden mit einer einfachen Instandsetzung für eine vielseitige öffentliche Nutzung als Veranstaltungs- und Lagergebäude (bzw. Schutzgebäude für Veranstaltungen und Gegenstände) aufzustellen.

Diese Zwischenlösung zwischen reiner Substanzsicherung und Gesamtanierung mit Umbau war akzeptabel. Nach dem eindeutigen Entschluß zu Abbruch und Neubau ist es der Kirchengemeinde sicher besonders hoch anzurechnen, daß sie den mutigen Schritt gewagt und ihre Entscheidung von 1990 rückgängig gemacht hat.

Nach Abschluß der Kirchenrestaurierung zu Pfingsten 1993 setzte die Kir-





■ 5 Dachstuhl mit ursprünglicher Schindel-eindeckung, 1994.

chengemeinde ab August 1993 ihren Entschluß zügig in die Tat um, so daß nach einem guten Jahr zum Erntedankfest 1994 die Arbeiten abgeschlossen waren.

Gemeinsames Ziel war es, möglichst viel von der historischen Bausubstanz zu erhalten. Dem kommt die gewählte Nutzung als Veranstaltungs- und Abstellgebäude besonders entgegen. Dafür wurden lediglich die unbedeutenden Einbauten im Norden entfernt, und es entstand zusammen mit der Scheuer ein großer Veranstaltungsraum, an den sich nach Süden der ehemalige Stall mit darüberliegender Empore anschließt. Von dort werden auch die Dachgeschosse erschlossen.

Der große Veranstaltungsraum mit Empore kann für Feste jeglicher Art, Konzerte, Theater, Vorträge, Versammlungen, Ausstellungen, Flohmarkt, Weihnachtsmarkt etc. genutzt werden, der ehemalige Stall in Verbindung damit als Bewirtungsraum, Gruppenraum, Besprechungsraum etc. Da sich die Kirchengemeinde erfreulicherweise dazu entschlossen hat, das Gebäude in der kalten Jahreszeit nur eingeschränkt zu nutzen oder erforderlichenfalls mit einer Baustellenwärmeluftturbine zu temperieren, konnte auch der technische Ausbau bescheidener ausfallen. Auf einen Heizungseinbau wurde verzichtet. Die Möglichkeit der Mitnutzung von Sanitärräumen in den Nachbargebäuden brachte weitere Reduzierungsmöglichkeiten.

Der Verlust an historischer Bausubstanz war im wesentlichen durch den Bauzustand bedingt, konnte aber auf zwei Hauptbereiche beschränkt werden. Um die Eingriffe in das historische Dachwerk zu reduzieren und um Kosten für aufwendigere Stabilisierungen des Südgiebels zu minimieren, wurde entsprechend dem Vorschlag aus dem zweiten Gutachten das überhängende schwere Giebel-dreieck bis zur Traufe abgetragen und durch eine Fachwerkwand mit senkrechter Brettverschalung ersetzt. Der zweite notwendige Eingriff war die Wiederherstellung der zerstörten Decke zum Dachgeschoß mit den vier Hauptstützen, entsprechend den Vorgaben am Bau. Die abgerissene Südwestecke wurde vernadelt. Da die weitere Untersuchung des Westgiebels drei Meter tiefe Fundamente er-wies, verzichteten Statiker und Architekt auf eine aufwendige Unterfangung. Der liegende Dachstuhl konnte vom Zimmermann einschließlich der partiell erhaltenen historischen Originaleindeckung mit Holzschindeln ohne Abbau wieder ins Lot gezogen und instandgesetzt werden. Die jüngere darüberliegende Eindeckung mit handgestrichenen Tonbiberschwan-ziegeln wurde nach Abdeckung, Aus-sortierung und Ergänzung beibehal-ten. Der zurückhaltenden Instandset-zung angemessen, hat der Architekt die Böden in den oberen Bereichen mit Holzriemen belegen und im Ver-sammlungsraum einen Klinkerbelag im Sandbett verlegen lassen. Ein sicher vertretbares und sinnvolles Zu-geständnis an eventuell in der Zu-kunft aufkommende Nutzungsanfor-derungen sind die Isolierung im Dachbereich und die Erneuerung der nicht mehr reparaturfähigen Fenster und Tore.

Das von der katholischen Kirchengemeinde Seitingen-Oberflacht, dem Architekten, dem Statiker und dem Landesdenkmalamt verwirklichte Si-cherungs-, Instandsetzungs- und Nut-zungskonzept für die ehemalige Pfarrscheuer ist denkbar einfach, schlüssig und überzeugend. Darüber hinaus ist dieses Konzept so flexibel, daß sich heute nicht bekannte Anfor-derungen in einem zweiten Abschnitt durch Ergänzungen und eventuelle Ausbauten leicht realisieren lassen.

Dr. Bernhard Laule
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Br.

Das ehemalige Prämonstratenserkloster Allerheiligen und die Denkmalpflege im 19. und 20. Jahrhundert

Jörg Sigwart †



■ 1 „Aspectus Occidentalis Abbatiae Omnium Sanctorum in Diocesi Argentinensis...“. Kupferstich von Nicole, 1735. Nach Kunstdenkmäler... M. Wingenroth, Bd. VII, 1908, 262.

In diesen Jahren könnte das Prämonstratenserkloster Allerheiligen im Schwarzwald (Gemeinde Oppenau, Ortenaukreis) die 800jährige Feier seiner Gründung begehen. Auch wenn das exakte Gründungsjahr aufgrund der Überlieferung im Zeitraum zwischen 1191 und 1196 einzugrenzen ist, gibt dies doch Anlaß, die Überreste des Klosters auch aus denkmalpflegerischer Sicht zu würdigen. Gehörten die Ruinen in der Mitte des 19. Jahrhunderts doch zu den Objekten, welche die besondere Aufmerksamkeit der Großherzoglichen Altertümerkommission in Karlsruhe auf sich zogen, aus deren Tätigkeit letztendlich die Institution der staatlichen Denkmalpflege hervorgegangen ist.

Der vorliegende Aufsatz faßt die wichtigsten Kapitel einer Lizentiatsarbeit zusammen, die unter dem Titel „Aspekte des Prämonstratenserklosters Allerheiligen im Schwarzwald“ im Frühjahr 1992 bei den Professoren Beat Brenk und Georg Mörsch am Kunsthistorischen Seminar der Universität Basel eingereicht wurde. Ziel der Arbeit war es, die bisherigen Forschungen zum ehemaligen Kloster

sowie dessen Restaurierungsgeschichte kritisch aufzuarbeiten, wobei vor allem die Entwicklung nach der Säkularisation von 1802 und dem anschließenden Zerfall der Anlage im Zentrum des Interesses stand. In den Archiven wiederentdeckte Dokumente erlauben dabei interessante Beobachtungen zur Frühzeit der Denkmalpflege; zugleich wird der künftigen kunsthistorischen Forschung durch die Aufarbeitung dieser Quellen eine neue Basis bereitet.*

Das vor 1196 von der Herzogin Uta von Schauenburg gestiftete Kloster Allerheiligen liegt dreißig Kilometer östlich von Straßburg in einem der abgelegensten und schroffsten Gebiete des Schwarzwalds. Die auf 620 m Höhe im Liezbachtal gelegene Klosterlichtung war nur schwer zugänglich, verunmöglichten doch imposante Wasserfälle eine direkte Wegführung entlang des Baches. Für die uns im folgenden interessierende Entwicklung des einstigen Klosters im 19. Jahrhundert sind diese Wasserfälle von einiger Wichtigkeit.

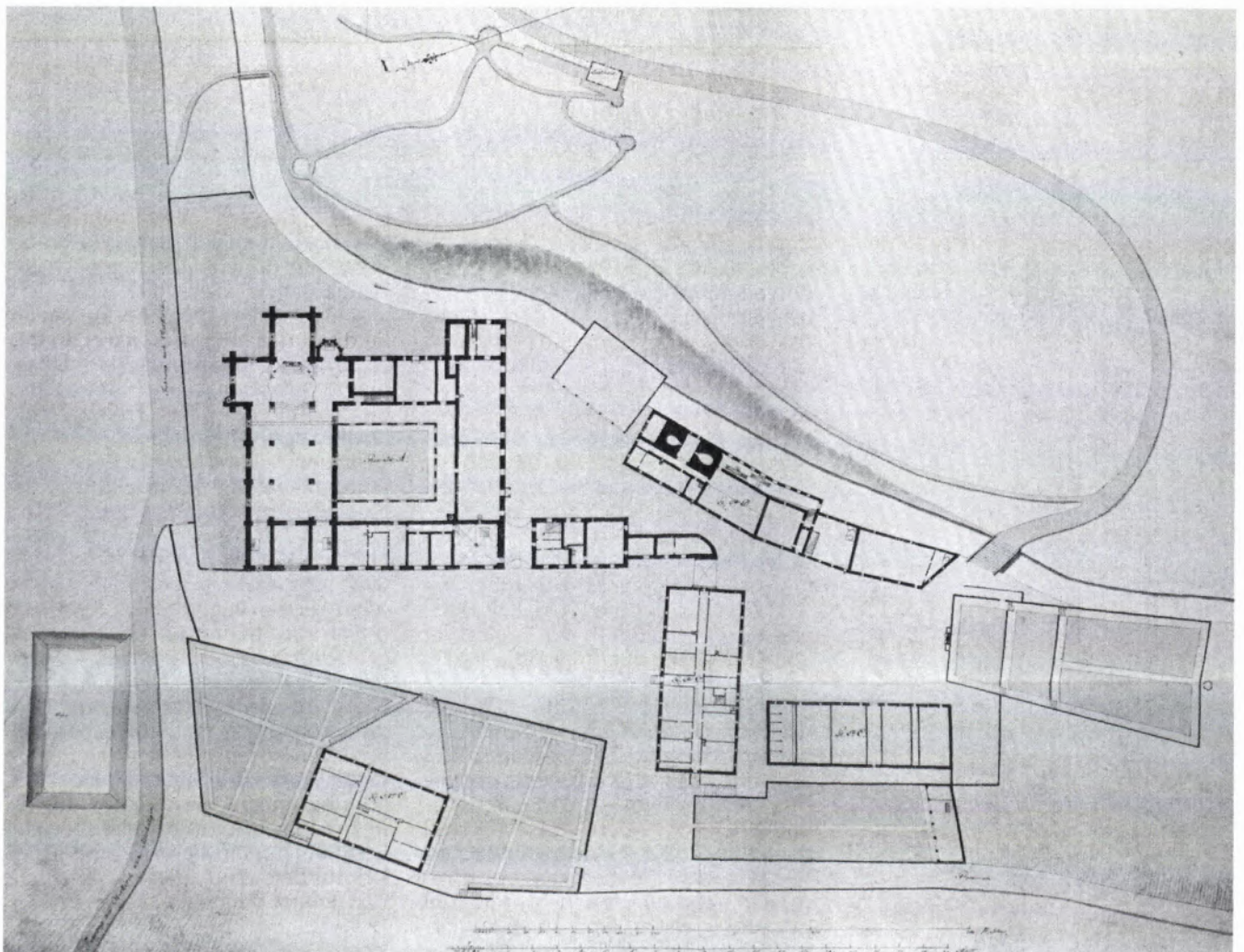
Nach gut 600jähriger Geschichte

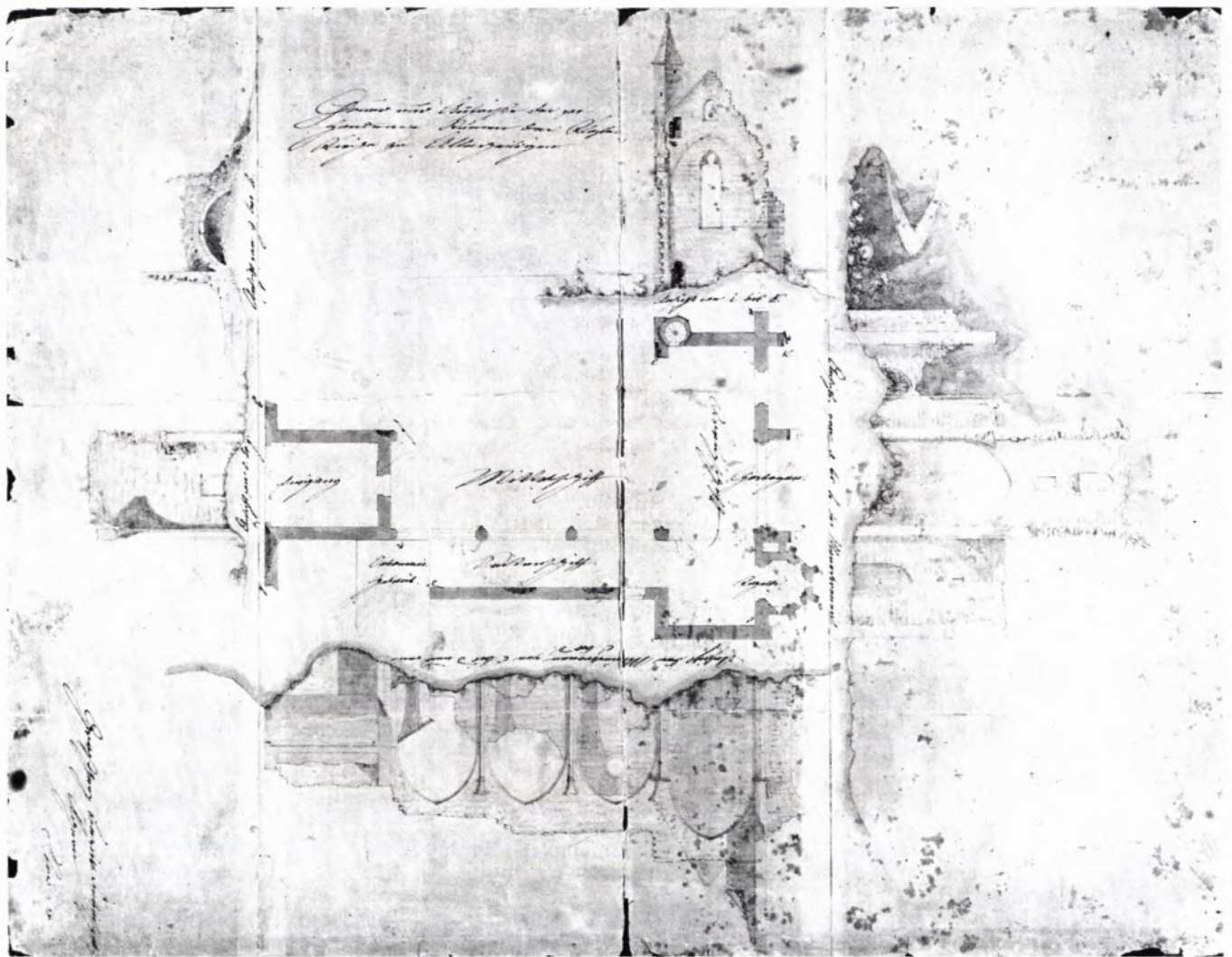
wurde das Kloster Allerheiligen am 29. November 1802 durch den Markgrafen und späteren Kurfürsten Karl Friedrich von Baden aufgehoben. Sämtlicher Besitz wurde sofort eingezogen, die zuletzt noch 28 Chorherren hatten nach Ablauf des Schuljahres das Waldtal für immer zu verlassen. Zum interimistischen Verwalter wurde der frühere Klosterarzt und Apotheker Karl Vernerand Heim eingesetzt. Seinem Einsatz ist es auch zu verdanken, daß nach einem Blitzschlag im Sommer 1804 – seltsamerweise am Festtag des Ordensstifters Norbert – nicht alle Gebäude ein Raub der Flammen wurden. Auf Anordnung des Karlsruher Baudirektors Weinbrenner wurde nach dem Brand für die Kirche sofort ein Notdach aus Ziegeln in Angriff genommen, die Klausurgebäude dagegen wurden nur notdürftig gesichert, war Weinbrenner doch der Meinung, „daß die beiden Seitenflügel an der Kirche ganz zu demolieren (...) sein möchten.“ Der ursprüngliche Plan, das Kloster als „Korrekationsanstalt“ für Kleriker zu verwenden, ließ sich jedenfalls nicht mehr verwirklichen. Das Abteigebäude diente in der Folge als Dienst-

wohnung für den Förster, dem auch gestattet war, die ehemalige Klosterwirtschaft weiter zu betreiben.

Die übrigen Gebäude sollten auf Beschluß des kurfürstlichen Hofrates in Karlsruhe gewerblich genutzt werden. Die Einrichtung einer Wollmanufaktur durch den Fabrikanten Brenneisen aus Iffezheim, der den Grindenbach als Energiequelle zum Betrieb seiner Maschinen nutzen wollte, war aufgrund der Lage und der schlechten Verkehrswege von vornherein ein fragwürdiges Unternehmen, wurde aber von der Regierung massiv gefördert, so durch die Versetzung von Brenneisens Bruder als Förster nach Allerheiligen. Das einstige Kloster scheint aber zunehmend „liederliches Volk angezogen“ zu haben, so daß Heim, der sich weiterhin um die Gebäude bemühte, feststellen mußte: „Jeder Lump (...) glaubt (...) einen Zufluchtsort gefunden zu haben, wo er, weil ihm jetzt gar nichts gewehrt wird, jeden Unfug treiben darf.“ Brenneisen dürfte diese Entwicklung gefördert, sich gar selber am Kirchengebäude vergriffen haben, nachdem er die Vertreibung des ihm

■ 2 „Situation der Kloster Gebäude zu Allerheiligen. Aufgenommen im October 1803.“ Übersichtsplan zu einer Serie von Detailplänen, die im Zuge der Säkularisierung des Klosters angefertigt wurden (GLA Karlsruhe, Sign. G/Allerheiligen, Nr. 2).





unbequemen Heim durchgesetzt hatte. Aber bereits 1806 hatte Brenneisen endgültig abgewirtschaftet, worauf die Gebäude zum Abbruch freigegeben werden sollten. Dazu kam es freilich erst 1816, nachdem noch bis 1814 gelegentlich Gottesdienste in der Kirche gefeiert worden waren. Nun war außer der Kirchenruine einzig noch der zur Gastwirtschaft umgestaltete Westflügel erhalten, die dem Förster ein eher schlechtes denn rechtes Einkommen sicherte.

Hatte die Regierung aufgrund des desolaten Zustandes der Kirche noch 1821 und 1824 deren Verwendung als Steinbruch erlaubt, so markierte das Jahr 1840 einen grundlegenden Wandel; nun stand der Schutz der Ruine im Zentrum der Bemühungen. Das Ministerium des Innern in Karlsruhe wies den in Allerheiligen wohnenden Waldhüter Mittenmaier an, dafür zu sorgen, „daß an der Klosterruine nicht weiter gewalttätig, wie dies mitunter früher der Fall war, ruiniert und namentlich keine Hausteine mehr von dem Mauerwerk herausgebrochen

und gestohlen werden.“ Vermutlich erfolgte diese Weisung auf Betreiben von Mittenmaier selber, der damit begonnen hatte, die inzwischen zugewachsenen Gebäulichkeiten und die verkommene barocke Gartenanlage von „Baum und Strauchwerk“ zu befreien und „ansehnlich“ zu machen. Über das Forstamt führte er einen Kampf um die Erhaltung der Ruine und der wenigen noch erhaltenen Gebäude, wofür schließlich Mittel aus verschiedenen staatlichen Kassen, darunter sogar der Spielbank Baden-Baden, zur Verfügung gestellt wurden.

Typisch für die Zeit war, daß mit dem Interesse für die Ruine auch dasjenige für die umgebende Natur einherging. Zusammen mit seinem Vorgesetzten, Forstmeister Eichrodt, begann Mittenmaier 1840 die Wasserfälle zu erschließen und sie begehbar zu machen. War es zu Beginn ein 1–2 Fuß breiter Weg, der innerhalb der Felsabbrüche, über die der Liezbach in die sieben „Bütten“ stürzte, mit Leitern verbunden war, so konnte diese schwindelerregende Konstruktion

■ 3 „Grund- und Aufrisse von der vorhandenen Ruine der Kloster-Kirche zu Allerheiligen“, Großherzogliche Bezirksbauinspektion Achern, zwischen 1844 und 1850. Die farbig lavierte Federzeichnung zeigt die rund um den Grundriß angeordneten Schnitte und Aufrisse der Ruine. Wesentliche Teile liegen unter den Schutthaufen verborgen (Staatl. Hochbauamt, Freiburg, Außenstelle Offenburg).

schon 1842 mit 100 Gulden aus der Großherzoglichen Hofkammer durch breitere Wege mit Treppen und festen Geländern ersetzt werden. Aus der Bauernwirtschaft entwickelte Mittenmaier allmählich einen Touristen- und Sommerfrischebetrieb, der zum obligaten Tagesausflug der Kurgäste Baden-Badens wurde. 1853 hatte Baedeker die Örtlichkeit besucht und nahm im folgenden Jahr Allerheiligen „mit prächtigen Wasserfällen, Kloster-ruine und besuchenswerter Gastwirt-schaft inmitten ausgedehnter Hoch-waldungen“ in seinen Reiseführer auf, was natürlich wesentlich zum Be-kanntwerden des Ortes beitrug, so daß bereits 1871 und 1887 Hotelneu-bauten entstanden.

Bald nach seiner Gründung im Jahr 1844 nahm sich in Würdigung der Verdienste Mittenmaiers der Alter-tumsverein für das Großherzogtum Baden als erste öffentliche Institution der Ruinen in Allerheiligen an. Bereits im 1846 erschienenen ersten Jahrgang seiner „Schriften“ wurde auf S. 14 f. flüchtig mitgeteilt, daß vom Vereinsdi-rector (und nachmaligen ersten Kon-servator von Baden) August von Bayer Reisen nach Lautenbach, Allerheiligen und Sinsheim unternommen worden seien, um an Ort und Stelle Aufnahmen und Vermessungen der Baudenkmale für die Vereinshefte vorzubereiten. Doch ausgerechnet die Aufnahmen von Allerheiligen wurden nicht publiziert; die wertvol-len Beobachtungen von Bayers gin-gen verloren und galten seither als verschollen. Erst im Laufe unserer Re-cherchen wurden sie wieder ent-deckt. In einer Meldung vom 23. Juni 1850 beschrieb die Rhein-Zeitung die Arbeiten von Bayers und berichtete von „ebenso großartigen, als malerischen Resten der Kirche von Kloster Allerheiligen, die bisher in chaoti-schen Trümmern lagen (...), die – in ausgedehnter Weise untersucht – vom Schutte gesäubert, die aus den Trümmern noch gewinnbaren Ele-mente wieder aufgestellt, und auch diejenigen Theile noch ausgegraben werden, welche Schutt und Gneus bedeckte.“ Berichte, Rechnungs-unterlagen, Materiallisten, eine kurze Be-schreibung sowie die wieder aufge-fundenen Originalzeichnungen er-möglichten eine Rekonstruktion der ausgeführten Arbeiten. Neben Aus-grabungen sind es vor allem Siche-rungsarbeiten am Mauerwerk, wie Stützmauern, Einzüge von Holzbö-ge-n, Notdächern und Drainagen, die schließlich solche Summen ver-schlangen, daß die Behörden von Bayer durch einen Extraboten „eine momentane Einstellung sämtlicher Arbeiten hiermit anordnen (...) zu müssen“ glaubten. Doch von Bayer

verteidigte sein Projekt vehement; seine Hartnäckigkeit führte zu einem längeren Briefwechsel, dessen vorläu-figen Höhepunkt das Finanzministe-rium lieferte. „Als Kunstdenkmal hat dieselbe (Kirche) keine besondere Bedeutung; auch ist uns keine An-zeige bekannt, daß dort an geschicht-lichen Denkmälern etwas Erhebliches zu suchen wäre.“ Eine solche Argu-mentation konnte von Bayer kaum zum Aufgeben bewegen; vielmehr gelang es ihm, Punkt für Punkt die Gründe für die ablehnende Haltung der Ämter zu widerlegen und schließ-lich sein Wunschprogramm durchzu-setzen. Für die Vorhalle beispiels-weise bedeutete dies (in den Worten Baurat Fischers): „Das Gewölbe soll ausgetrocknet werden und mit einem wasserdichten Mörtel versehen, auch mit Erde bedeckt und angepflanzt werden.“ Es sei weiterhin „diese Ge-wölbefläche samt dem Stirnbogen auszuschiefen und zu verkeilen oben und unten, sodann die Fugen zu bestechen. (...) Die Widerlager beiderseits des Stirnbogens müssen verbessert werden (...) mit gutem Ver-band mit dem übrigen Mauerwerk nach besonderer Angabe mit den vorhandenen Steinen (...) da der frisch mit Moosmauerwerk aufge-führte Zugang keinen schönen An-blick bietet. (...) Nach Wegbruch des genannten Zugang sollte das Terrain in einem Halbzirkel mit Böschung (...) angelegt werden, damit der Anblick gegen das sogenannte Vorzeichen of-fener und der Zugang ungezwunge-ner aussieht.“ Da ein Schlußbericht der Unternehmung fehlt, kann nur aus verschiedenen Indizien, vor allem der zunehmenden Präzision der Kos-tenvoranschläge und dem Fehlen jeglichen Hinweises auf Differenzen zwischen Planung und Ausführung, geschlossen werden, daß wohl sämt-liche von von Bayer geplanten Arbei-ten auch ausgeführt wurden.

In den folgenden Jahren ist einzig ein Bittbrief des Schmiedemeisters und einer Handvoll Mitbürger aus Otten-höfen erwähnenswert, in dem diese 1862 „seine königliche Hoheit den Großherzog“ ersuchen, nach in Aller-heiligen vermuteten „noch geheimen Gewölben, worin sich auch werth-volle Gegenstände befinden“ graben zu dürfen, was ihnen schließlich ge-gen eine „Caution von 200 Gulden“ für eventuell verursachte Schäden ge-währt wurde. Über den weiteren Ver-lauf der Aktion ist in den Akten nichts ersichtlich.

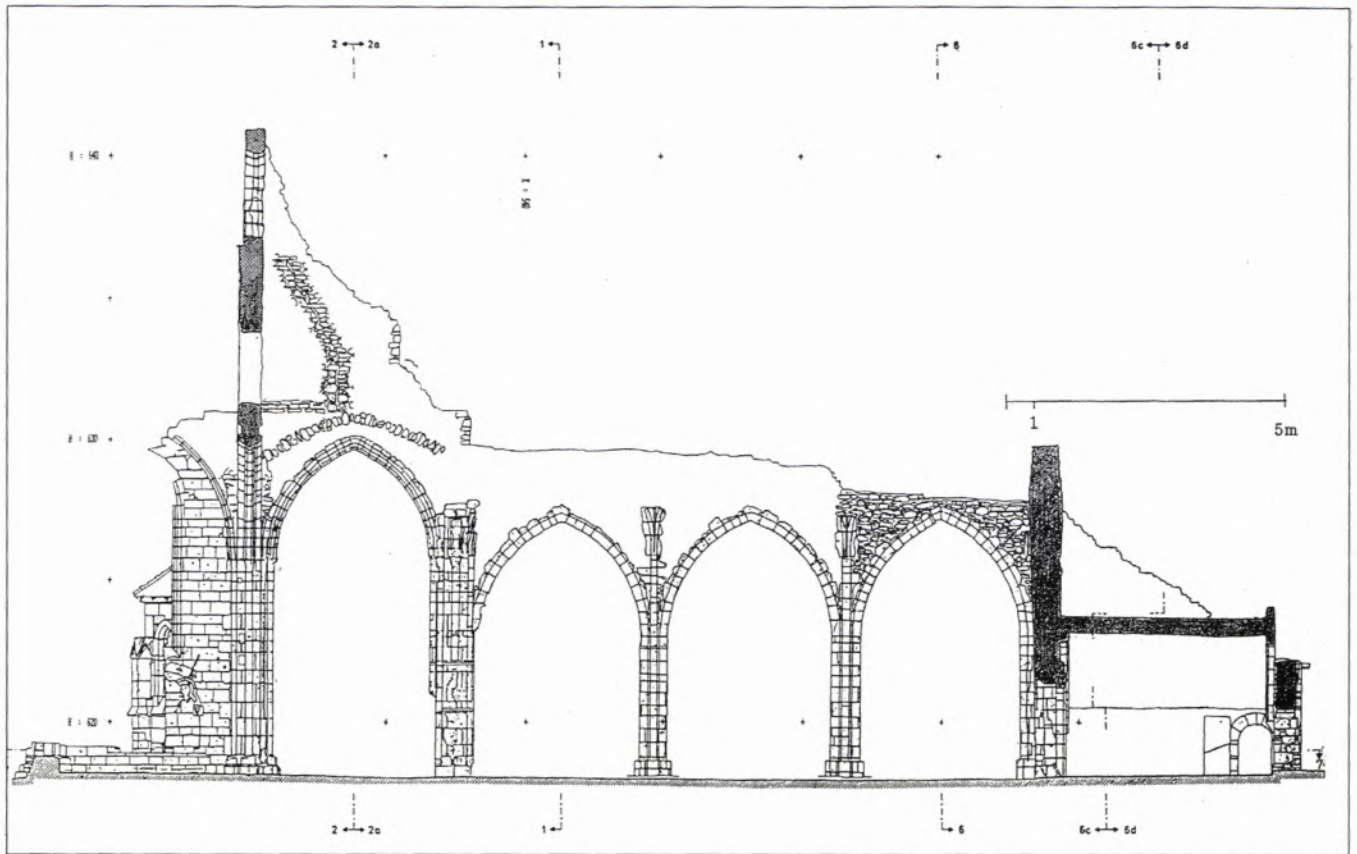
1876, eine Generation nach der ersten Konservierungskampagne, ist es das Ministerium des Innern, das aufgrund der „gefahrrohenden“ Situation die Initiative ergreift und Konservator Ka-

chel zum Handeln auffordert. Aber erst als dieser im darauffolgenden Jahr zufälligerweise einen längeren Kur-aufenthalt im benachbarten Ottenhö-fen verbringen muß, kann er sich – nun überdurchschnittlich intensiv – mit dem Monument beschäftigen. Kachel übt massive Kritik an den früheren Arbeiten: „die ganze Art und Weise der bisherigen Herstellungen ist fast ganz zwecklos zu bezeichnen“, weil „namentlich in kunstgeschichtli-cher Hinsicht kritikbar verfahren wurde.“ „Es handelt sich hier über-haupt nicht um das in folge ‚Restau-rieren‘ sondern um das ganz beschei-dene ‚Conservieren‘ des Vorgefunde-nen.“ Konkret bemängelt er, daß ge-wisse Architekturglieder falsch ver-mauert wurden, der verwendete Mörtel ungeeignet gewesen und die Kirche durch Einbauten und die Weg-führung verstellt sei, so daß ihre ein-stige Gestalt unlesbar geworden war. Um diesem Mißstand Abhilfe zu schaffen, seien „Wiederherstellungs-arbeiten unvermeidbar, selbst wenn die Kosten derselben, die sich bei der Eigenthümlichkeit der Verhältnisse nicht sicher feststellen lassen, den in Aussicht genommenen Aufwand überschreiten.“

Aus nicht nachvollziehbaren Grün-den verschob Kachel die Arbeiten mehrfach; erst auf massiven Druck der Domänen-direktion nahm er sie dann im Juni 1878 in Angriff. Anfang Juli stand das Gerüst an der Vorhalle; einen Monat später waren nur schon für die Maurer bereits 208 Tagelöhne fällig. Die Arbeiten gestalteten sich für die bis zu sechs Maurer, deren Ze-mentbedarf (!) schlußendlich einige Tonnen betrug, als gefährlicher und aufwendiger als vermutet. Dennoch war es durch ausgesprochen umsich-tiges Handeln des aufsichtsführenden Schloßbaumeisters aus Heidelberg möglich, die Kalkulation einzuhalten und mit Ausnahme der witterungsbe-dingten Verschiebung der Betonie-rung über dem Vorhallengewölbe sämtliche Arbeiten bis Mitte Oktober zu beenden. Bemerkenswert ist das differenzierte Vorgehen bei gänzlich neuen gegenüber nur restaurierten Mauern. Solche neuen Mauern ließ er im Langhaus nach Entfernen eines störenden Waschkücheneinbaus anfertigen: Die „fehlenden Eckstücke der Kirchenmauern wurden hier durch Trockenmauerwerk (...) ersetzt, so daß der innere Raum hier jetzt wie-der eine geschlossene Ecke zeigt. Diese Mauern, die nicht zum ur-sprünglichen Bau gehören, wurden mit Epheu bepflanzt.“ Alte, zum Teil ergänzte Mauern dagegen wurden „hierauf mit einer Zementschicht ab-gedeckt und mit Rasen belegt, eine Schutzmaßregel, welche auch bei



■ 4 Zeichnungen der Ruine um 1844, vermutlich August v. Bayer im Archiv des LDA Karlsruhe.



■ 5 Photogrammetrische Aufnahme der Kirchenruine aus dem Jahr 1979 anlässlich der Ruinensicherung. Längsschnitt durch den Kirchenraum mit Blick nach Süden (Staatl. Hochbauamt I, Freiburg, Außenstelle Offenburg/Bildmessung GmbH Müllheim).

sämtlichen übrigen Mauern mit Ausnahme des Trockenmauerwerks in Anwendung kam.“

1887 bemühte sich der amtierende Landeskonservator und Direktor der neu eröffneten „Großherzoglichen Alterthümersammlung“ Wagner, die „sehr interessanten Fragmente, sculptierten Säulenkapitäl, Gewölbeschlußsteine mit Apostelköpfen“, die in Allerheiligen herumlagen und „deren allmählicher Untergang zu befürchten“ stand, „in der Gr. Alterthümersammlung, der es an gothischen Stücken ohnedem noch fast ganz fehlt, unterzubringen.“ Die Domänen-direktion billigte zwar Wagners Begehren, klärte den Antragsteller jedoch zugleich über seine eigentliche Aufgabe als Denkmalpfleger auf: „Da es zu den Obliegenheiten des Großh. Conservators gehört, die Erhaltung der Alterthümer nicht allein in der Alterthumshalle, sondern auch an Ort und Stelle zu fördern“, sollten „verbleibende Stücke (...) der Witterung entzogen werden“ und in der Vorhalle für Besucher ausgestellt werden, ein Vorhaben, dem Wagner nach längerem Briefwechsel schließlich zustimmte. Zugleich war eine erneute Restaurierung fällig, denn das Mauerwerk der 20 Meter hohen freistehenden östlichen Wand der Vierung war schon wieder derart schadhaf, daß „ganze Mauertheile herausgenommen und durch neues Mauerwerk er-

setzt“ werden mußten. Die Einklebung der Kapelle erwies sich als vollständig morsch und faul, so daß das ganze Dach abgetragen und neu eingedeckt werden mußte. Statt mit näheren Berichten darüber, was konkret ausgeführt wurde, endeten die Arbeiten in Allerheiligen mit heftigen Differenzen: „Die Fähigkeiten des derzeitigen Vorstandes der Bezirksbauinspektion Achern zur Vernehmung des Dienstes in ordnungsgemäßer Weise, wurden mit jedem Tage geringer und kaum eine Arbeit des Letzteren ist mehr zu gebrauchen.“

Die Interventionen in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts seien nur kurz resümiert: Im Rahmen der Kunstdenkmälerinventarisierung fanden 1902 Grabungen statt, von denen es im entsprechenden Inventarband dann hieß: „So ziemlich das ganze Langhaus wurde in einzelnen Grabenzügen auf Baureste durchwühlt und auch einiges gefunden, ...“ 1913/14 empfahlen die Denkmalpfleger, nachdem sie auch amtsfremde Personen in den Entscheidungsprozeß mit einbezogen hatten, eine „fortgesetzte sorgfältige Beobachtung“ der Ruine. U. a. durch präzise Lotungen und „durch sog. Gipspfeifen“ sollte festgestellt werden, „ob die vorhandenen Sprünge sich noch erweitern.“ Erstmals taucht hier in Allerheiligen ein zukunftsweisendes Konzept auf: ständige Kontrolle mit Objektivierung

der Einzelbeobachtungen mittels technisch unterstützter Maßnahme. Interessant ist auch, daß man sich veranlaßt fühlte zu bemerken: „An dem historischen Bestand wird durch die in Aussicht genommenen Maßnahmen nicht gerührt.“ Die „Erhaltung des Bestandes“ stand fortan eindeutig im Vordergrund.

1937/38 erfolgten wiederum umfangreichere Sicherungs- und Konservierungsarbeiten, die vom Referenten für Denkmalpflege im Berliner Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung nach einem Augenschein „als mustergültig anerkannt“ wurden. Ein abschließendes Beispiel belegt die dabei angewandte Sorgfalt – aber auch die Folgen einer Unkenntnis der Restaurierungsgeschichte.

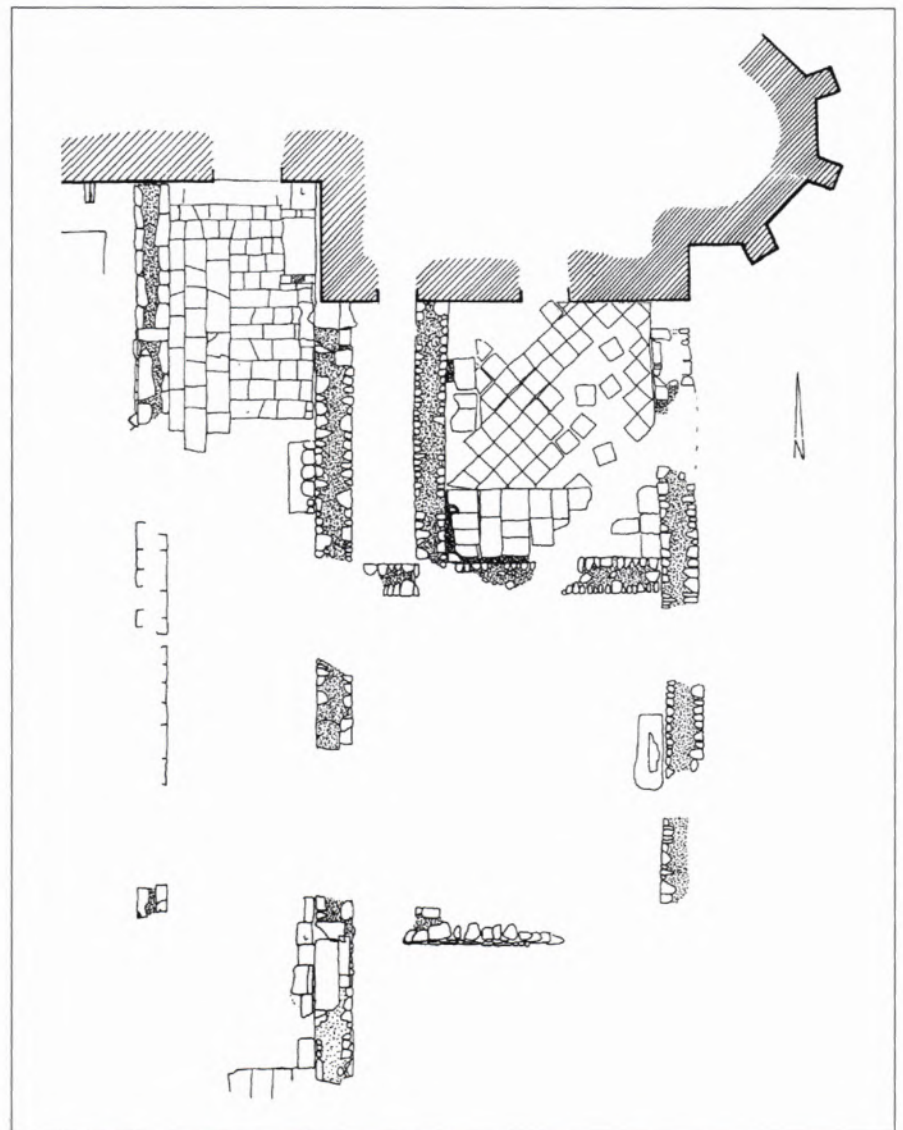
Wir erinnern uns, wie 1878 das Langhaus-Südschiff durch eine Trockenmauer ergänzt wurde: Man arbeitete erkennbar, zerstörungsfrei und reversibel. Sechzig Jahre später gab die nördliche dieser Trockenmauern größten Anlaß zur Sorge und stand „fast unmittelbar vor dem Absturz“, „weshalb an diesen Theilen der Ruine zu allererst (!) mit Sicherungs- und Festigungsarbeiten begonnen werden muß.“ „Abbruch und Wiederaufbau der vollkommen unhaltbaren und geborsteten Mauerteile an den nordwestlichen Eckpartien“ war nach einmütigem Urteil unvermeidbar. Nun aber folgte ein den Bürgern von Schilda würdiges Handeln. Man reagierte nach bestem Wissen und brachte dennoch nur eine letztlich unnütze Tat zustande. „Den Abbruch- und Ausbesserungsarbeiten hat eine genaue (zeichnerische) Maßaufnahme vor allem der gefährdetsten Teile außen und innen voranzugehen, die noch durch photographische Detailaufnahmen zu ergänzen sind, damit bei Wiederaufmauerung der alte Charakter des bestehenden Mauerwerks bis in seine Einzelheiten als Vorbild dienen und gewahrt werden kann.“ Drei der höchsten Dienstgrade des Amtes mußten nach Allerheiligen aussprechen, um persönlich exakte Maßzeichnungen anzufertigen. Mit ungeheuerem Aufwand wurden die geeignetsten Maurer mit dieser Aufgabe betraut: keinem anderen Bauteil wurde in Allerheiligen je größere Aufmerksamkeit zuteil. Hätte man 1938 die Akten studiert, – man hätte viel Geld und Zeit gespart und damit vielleicht die Möglichkeit gewonnen, wie sechzig Jahre zuvor Kachel, einen Abschlußbericht zu verfassen.

Neuerliche Ansätze einer Instandsetzung und Sicherung der Ruinen werden aus den Akten seit Ende der 50er

Jahre erkennbar. Sie unterblieben jedoch mit Ausnahme kleinerer Reparaturen zugunsten von Modernisierungsarbeiten an Gaststätte und Kinderheim, das in den Gebäuden der Hotels des späten 19. Jahrhunderts eingerichtet worden war. Dabei wurden auch ohne große Bedenken durch Aufgrabungen für Leitungsgräben, Kläranlage, Müllboxen usw. vor allem im Konventbereich immer neue kleinere und größere Störungen und Zerstörungen hervorgerufen. So wurden die wohl spätmittelalterlichen Gewölbekeller des Südflügels für den Einbau der Heizöltanks bedenkenlos zerstört. Von begleitenden Dokumentationen, wie sie alle vorhergehenden Arbeiten seit Mitte des 19. Jahrhunderts immer wieder nach ihren Möglichkeiten durchführten, keine Spur.

Die in Verbindung mit der Neugestaltung des Hofes hinter der Gaststätte – im ehem. Konventbereich – 1978/79 durchgeführten archäologischen Un-

■ 6 Gesamtplan der Grabungsbefunde (1978) im Bereich des Kreuzgang-Ostflügels (LDA Freiburg).





■ 7 Luftaufnahme aus dem Jahr 1990. Foto: O. Braasch, LDA, Nr. L 7514/014-01.

tersuchungen machten gerade auch die gedankenlosen Zerstörungen der vergangenen 25 Jahre besonders deutlich.

Im Zuge der 1980 begonnenen umfassenden Sicherung der Ruine wurden die Baubefunde der Ausgrabung im Kreuzgang Ostflügel, ehem. Sakristei usw. sichtbar konserviert. Mit den nunmehr zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln der Photogrammetrie wurde der gesamte Baubestand maßstabgerecht dokumentiert, womit eine seit Mitte des Jahrhunderts fast lückenlos belegbare Tradition der Baudokumentation fortgesetzt wurde. Bei der Ruinensicherung verfolgte man weitgehend die Grundsätze, die bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts als Leitschnur dienten: im wesentlichen reparieren, nur

„Conservieren des Vorgefundenen“, wie es Kachel 1877 kritisch abwertend beurteilte. Wo irgend möglich, versuchte man, auf moderne Baustoffe, insbesondere Zementmörtel, zu verzichten. Anders allerdings bei statisch gefährdeten Bauteilen, wie dem Gewölbe der Vorhalle. Ob mit diesen Grundsätzen die Oberflächenbehandlung des Mauerwerks mit Chemikalien zur Vermeidung von Bewuchs vereinbar war, muß aus heutiger Sicht bereits wieder in Frage gestellt werden. Auch bei den letzten Instandsetzungsarbeiten blieben z. B. die baugeschichtlichen Fehldeutungen am Westende des Schiffs durch die Sicherungsarbeiten von 1938 unbemerkt und stellen also auch heute noch dem Betrachter einige verwirrende Rätsel.

Einen sicher wiederum vorläufigen Abschluß bildet die Einrichtung eines Dokumentationsraumes, in dem Baugeschichte, Klostergeschichte und die Entwicklungen der Wiederentdeckung der Ruine und der Versuche ihrer Instandsetzung dargestellt werden. Dieses soll auch noch durch einen gedruckten Führer ergänzt werden.

* Die Krankheit des im Dezember 1993 verstorbenen Autors verunmöglichte ihm, seine Forschungen noch selber zur Publikation vorzubereiten. Im Andenken an lic. phil. Jörg Sigwart haben lic. phil. Carola Jäggi und Dr. Hans-Rudolf Meier diese Arbeit übernommen.

Zum Nachweis sämtlicher Zitate verweisen wir auf das im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, Referat Archäologie des Mittelalters, einsehbare Manuskript der Lizentiatsarbeit.

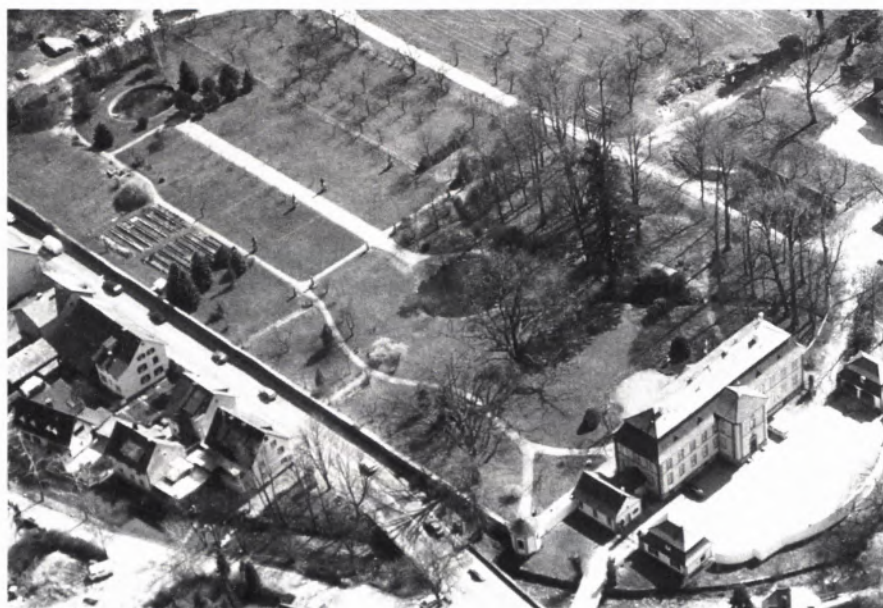
Literatur

- Eva Zimmermann, Die Klosterkirche von Allerheiligen (Diss. Freiburg 1948).
 Hugo Schneider, Geschichte des Klosters Allerheiligen im Schwarzwald. Die Ortenau 58, 1978, 348–387.
 Hansmartin Schwarzmaier, Die Gründung des Prämonstratenserklosters Allerheiligen. Ein Beitrag zum Thema „Staufer-Zähringer-Welfen“. In: Person und Gemeinschaft im Mittelalter, Karl Schmid zum 65. Geburtstag (Sigmaringen 1988) 433–454.

Die Jahreszeiten von Johann Christian Wentzinger und ihre Versetzung ins Stadtmuseum Freiburg

Gartenskulptur und Denkmalpflege

Mane Hering-Mitgau



■ 1 Schloß Ebnet mit Park, Luftaufnahme im Winter. Im mittleren Parkbereich quer nebeneinander die vier Gartenfiguren der Jahreszeiten von Johann Christian Wentzinger, 1748/49, davor die Reihe der sechs Vasenpostamente.

Vorbemerkung

So bekannt und populär wie heute waren die Gartenfiguren der vier Jahreszeiten von Johann Christian Wentzinger noch nie. Mit Aufrufen zu einer großen Sammelaktion unter der Freiburger Bevölkerung und Anteilnahme einer breiten Öffentlichkeit wurden sie aus Privatbesitz von der Stadt erworben und im September 1992 vom Schloßgarten Ebnet ins neue Museum für Stadtgeschichte versetzt. Dieses Ereignis wirft denkmalpflegerische Fragen auf, denen grundsätzliche Bedeutung zukommt. Der Schutz oder die Wiederherstellung historischer Gärten und Parks – lange Zeit Stiefkinder der Denkmalpflege, die sich vorwiegend mit der Erhaltung von Bauwerken und deren Ausstattung befaßt – wurde in den letzten Jahren als drängende Aufgabe erkannt, international diskutiert und ins Bewußtsein gerufen. Mancherorts folgten inzwischen praktische Maßnahmen. Ein besonderes Problem bilden in diesem Zusammenhang die zu vielen Parks gehörenden, verwitternden Steinskulpturen. Hier nun soll anhand der Freiburger Figuren von einer der Möglichkeiten, Gartenplastik zu erhalten, die Rede sein. Es geht dabei

um das Für und Wider der sogenannten Sicherungskopie, das heißt um den Austausch durch eine Kopie am ursprünglichen Ort, damit das Original geschützt an anderer Stelle untergebracht werden kann. Doch zunächst einige Bemerkungen zu den vier, künstlerisch bedeutenden Barockstatuen.

Wentzingers Figurengruppe der Jahreszeiten

Schloß Ebnet liegt mit seinem kleinen Park am östlichen Stadtrand von Freiburg (Abb. 1, 2). Seine Geschichte reicht bis ins Mittelalter zurück. Seit 1568 gehört die Herrschaft den Freiherren von Sickingen-Hohenburg, deren Nachkommen das zugehörige Land bis heute bewirtschaften. Das jetzige Herrenhaus wurde in den Jahren 1748 bis 1751 errichtet. Planung und Ausführung lag in den Händen des Basler Baumeisters Johann Jacob Fechter (1717–1797). Beteiligt war aber auch Johann Christian Wentzinger aus Freiburg (1710–1797), seinerzeit der namhafteste Bildhauer und Allround-Künstler im deutschsprachigen Südwesten. Von ihm stammen der frei modellierte figürliche Stuck im Gar-

tensaal, das Modell für die geschwungene doppelläufige Treppe samt der Bauplastik am Mittelrisalit der Gartenfassade und vor allem die vier Figuren im Garten selbst. Man datiert sie in die ersten beiden Baujahre 1748/49.

Sie stellen die Jahreszeiten dar und sind die einzigen Statuen im Park. Heute stehen sie mit Blick auf die Gartenseite des Schlosses und die alten prächtigen Baumgruppen nebeneinander und nehmen die gesamte mittlere Quere im hinteren Gartenbereich ein. Die beiden Frauenfiguren Frühling und Sommer flankieren den Mittelweg und neigen sich zueinander. Seitlich werden sie, in größerem Abstand und leicht vorversetzt, von den Männerfiguren Herbst und Winter begleitet. Alle Statuen sind überlebensgroß und stehen auf hohen Postamenten. Vor ihnen reihen sich in achsialer Symmetrie drei Paare gußeiserner Vasen auf roten Sandsteinsokkeln. In der unmittelbaren Umgebung der Skulpturen ist das Baumwerk noch jung, so daß sie weitgehend unbeschattet in hellem Licht erscheinen.

Ursprünglich, bevor der symmetrische barocke Lustgarten in einen ländlichen Nutzgarten des 19. Jahrhunderts umgewandelt wurde, befanden sie sich wahrscheinlich näher bei der aufwendig gestalteten Gartenfassade und dichter beieinander rings um ein Rondell. Später flankierten sie offenbar die Treppe, wie es ein Aquarell von 1852 im Schloßbesitz andeutet. Die vier Statuen sind paarweise komponiert, wobei sowohl die beiden Frauen wie die beiden Männer, aber

auch Männer und Frauen überkreuz miteinander korrespondieren können. Die Aufstellungsmöglichkeiten waren also von Anfang an variabel.

Frühling und Sommer werden von zwei leicht bekleideten, anmutigen jungen Frauen personifiziert. Die des Frühlings ist dabei, einen Korb mit schönstem Rosen- und Ringelblumengebinde scheinbar achtlos auszuschütten (Abb. 3). Die andere schürzt ihre Gewänder in sommerlicher Hitze und greift wie nebeneinander in eine Ährengarbe (Abb. 6, 7). Ihr locker aufgestecktes Haar fällt frei und geschmeidig herab. Liebreizend über den Busen gleitend, gibt die umgefaltete Halsrüsche die linke Schulter frei.

Der Herbst ist ein nackter kraftvoller Jüngling, der mit der demonstrativen Geste des antiken Helden, der sein Schwert aus der Scheide zieht, zu einer reifen Traube greift. Am Baumstumpf, auf den er sich abstützt, rankt der Rebstock empor. Die Weinblätter bedecken wie bei Bacchanten die Scham und umkränzen das Haupt (Abb. 8, 10). Der bärtige alte Wintermann mummelt sich gegen die eisige Kälte in einen dicken Pelzmantel, trägt eine pelzgefütterte Strickmütze mit Klappen und Stirnschild sowie hohe Stulpenstiefel. Zu seinen Füßen lodert ein Feuer (Abb. 9, 14). Während Frühling und Herbst sich eher an herkömmliche Typen halten, ist der Winter in seiner Realistik die einfallsreichste Figur mit dem meisten Witz und künstlerisch, zusammen mit dem Sommer, von außerordentlich hohem Rang.

■ 2 Ebnet, im Schloßgarten die Kopien von Frühling und Winter sowie drei der korrespondierenden Originalvasen im Visavis zum Herrenhaus und zu dem alten Baumbestand (Aufnahme 1994).





■ 3 Frühling, Originalfigur im Schloßgarten Ebnet.

■ 4 Flora (Frühling), Johann Georg Plersch, nach 1733. Sächsischer Garten, Schloß Wilanow in Warschau.



■ 5 Maria Immakulata, Portalfigur der Pfarrkirche Merdingen bei Freiburg. Johann Christian Wentzinger, 1741.

■ 6 Sommer, Originalfigur im Schloßgarten Ebnet.

Wentzinger verwendete für Frühling und Herbst einen graugelben, gleichmäßig hellen, für Sommer und Winter ebenso wie für alle Postamente jedoch einen roten, streifigen Sandstein. Vermutlich hatte er Schwierigkeiten, für die Figuren vier gleiche Steine zu beschaffen, löste dieses Problem aber mit Hilfe von Farbfassungen. Dank einer sorgfältigen Befunduntersuchung durch einen vom Landesdenkmalamt herangezogenen Restaurator wurden kleine Farbreste in mindestens sechs Schichten übereinander festgestellt. Sie erlauben den Rückschluß, daß die 1962 abgelaugten und heute nur noch in ihrer Materialfarbe graugelblichen beziehungsweise rötlichen Figuren zunächst durch eine hellgraue, dann eine hellgelbe Fassung vereinheitlicht waren, während die Postamente in einem frühen Stadium rot wie ihre Steinfarbe und erst später hell gestrichen wurden. Mit einiger Gewißheit läßt sich also sagen, Statuen und Postamente waren anfangs zweifarbig hell und rot und erst in späterer Zeit einheitlich hell gefaßt.

Darstellungen der Maria-Immakulata wiedergibt (Abb. 5,6). Kennzeichnend sind die von geschmeidigen Handbewegungen gerafften Gewänder, die den mit Stand- und Spielbein klar disponierten Körper in ebenso natürlicher wie raffinierter Weise umhüllen. Der Stoff wird in großen Bahnen mit tiefen Falten drapiert. Trotz einer aufs feinste nuancierten und bewegten Oberfläche entsteht dadurch ein enormes Raumvolumen, in dem sich die weibliche, oder, wenn man so will, die sommerliche Lebensfülle geradezu schwelgerisch ausbreitet.

Bemerkungen zur Ikonographie und Stilgeschichte

Es würde hier zu weit führen, auf die Ikonographie der Jahreszeiten in Skulpturenprogramm historischer Gartenanlagen und Stilfragen barocker Steinskulpturen näher einzugehen, deshalb nur ein paar Hinweise, die unsere Figuren direkt betreffen. In Versailles in den 1670er Jahren prototypisch ausgebildet, werden Frühling und Sommer (Flora und Ceres) stets durch junge Frauen, der Herbst (Bacchus) durch einen jungen, und der Winter (Boreas, Saturn, auch Herkules) durch einen alten Mann personifiziert. So auch bei Wentzinger. Der bestrickende Charme seiner Frauengestalten ist im süddeutsch-österreichisch-böhmischen Raum bereits vorgebildet. Als ein Beispiel könnte man die Flora von Johann Georg Plersch im Sächsischen Garten des Schlosses zu Warschau-Wilanow nennen, die nach 1733 entstand. Wie bei ihr manifestiert sich das internationale Rokoko auch bei Wentzingers Frühling in der Eleganz, allerdings ohne die verspielte, höfische Kokette-

■ 7 Hand des Sommers in der Ährengarbe, Original im Wentzingerhaus. Der rote Sandstein zeigt Flickstellen und eine stark abgesandete Oberfläche, die künstlerisch hohe Qualität kommt aber immer noch zum Ausdruck.

■ 8 Bein, Weinreben und Baumstumpf des Herbstes, Original im Wentzingerhaus. Der helle Sandstein zeigt kleine Risse an der relativ intakten Oberfläche.

■ 9 Untere Partie des Winters mit dem lodernen Feuer, Original im Wentzingerhaus. Die rechte überstehende, schon einmal mit Dübel ersetzte Stiefelspitze fehlt. Gut erkennbar ist die Streifigkeit des roten Sandsteins.

Wentzinger schuf die Parkfiguren in seiner besten Zeit. Sie sind die einzigen profanen Standbildwerke von eigener Hand. Das in Privatbesitz befindliche Tonmodell der Winterfigur zeugt von hochsensibler Modellierkunst, die Umsetzung in Stein, die die Kleinfigürlichkeit meisterhaft monumentalisiert, von seinem großen bildhauerischen Können (Abb. 13, 14).

Den persönlichen Stil verdeutlicht die Gegenüberstellung des Sommers mit der Portalfigur der Pfarrkirche im Freiburg nahegelegenen Merdingen von 1741, die eine seiner zahlreichen





■ 10 Herbst, Originalfigur im Schloßgarten Ebnet.



■ 11 Herbst, Original seit 1992 im Wentzingerhaus. Auf dem Glasdach liegt Herbstlaub, die Figur steht trotz Sonnenwetter im Dämmerlicht. Gut erkennbar ist die beginnende Begrünung der Mauern durch wilden Wein (Aufnahme Oktober 1994).

rie, über die die Flora zusätzlich verfügt (Abb. 3, 4). Wentzingers Gestalten zeichnen eher bürgerliche Züchtigkeit und eine gewisse Bodenständigkeit aus.

Ikongraphisch übernimmt er nur für den Herbst, jedoch nicht für seine Winterfigur die obligate olympische Blöße des antiken Gottes wie sie etwa für die Winterfigur Johann Joachim Günthers im Bruchsaler Schloßgarten gilt oder, um 1740, für Ignaz Lengelachers Winter im Garten des Kaunitzschens Schlosses von Slavkov (Austerlitz). Im Gegensatz zu Lengelachers herkuleshaft muskulösen, fast nackten Helden, den Fellschurz und Pelzmütze nur attributiv als Winterallegorie kenntlich machen, gibt Wentzinger sehr lebensnah einen wirklich friedlichen und entsprechend warm angezogenen Menschen wieder. Derselbe Lengelacher schuf übrigens 1760/64, also zehn bis fünfzehn Jahre nach den Ebneten Jahreszeiten, nochmals Parkfiguren, und zwar einen Zyklus antiker Götter für den Schloßplatz in Karlsruhe. Es ist denkbar, daß die Karlsruher Bacchus-Figur unter dem Einfluß von Wentzinger zustandekamen. Kompositorisch ähnelt sie dem Herbst in Ebnet (Abb. 10, 12). Soviel zu den kunstgeschichtlichen Aspekten.

Die Konservierung und Ver- setzung der Figuren

Wie alle Gartenskulpturen stehen auch die Ebneten Jahreszeiten auf Erdboden und sind ringsum unmittelbar dem Wetter ausgesetzt. Das macht sie besonders schadensanfällig. Die auf-

steigende Feuchtigkeit (Kapillarfuchte) und der direkte, schadstoffreiche Regen setzten dem Stein zu. Einen gewissen Schutz boten zwar die oben erwähnten, in angemessenen Zeitabständen erneuerten Farbanstriche. Nachdem die Fassung aber 1962 gründlich und ersatzlos entfernt worden war, beschleunigte sich die Verwitterung der Steinblöcke. Die Oberfläche sandete, vor allem bei dem roten Sandstein rascher als bei dem weißen (Abb. 7, 8), auftauendes Frostwasser bildete Risse und sprengte Schalen ab, exponierte Partien lockerten sich und brachen weg (Abb. 9). Denkmalpflegerisch war es nicht mehr zu verantworten, die kostbaren Kunstwerke diesem schnellen Verfall weiter auszusetzen.

Im Rahmen der zehnjährigen Gesamtrestaurierung aller Schloßgebäude zwischen 1979 und 1989 entschieden sich deshalb Bauherrschaft und Denkmalpflege, die Originale der direkten Bewitterung zu entziehen und unter Dach zu bringen. In den Park stellte man Kopien und zwar nicht industriennahe Abgüsse, sondern von Hand hergestellte Repliken, um der hohen Qualität der Originale wenigstens steinmetzmäßig gerecht zu werden. Ein Bildhauer, in der Handwerkstradition der Freiburger Münsterbauhütte stehend, kopierte die Originale mit dem altbewährten Punktiergerät. Dank einer großen Anzahl zugrundeliegender Meßpunkte entspricht so die Nachbildung weitgehend dem Original. Fehlende Teile wurden ergänzt. Mit der Patina, die sich wetterseitig schon nach kurzer Zeit über den Stein legte, paßten sich

■ 12 Bacchus (Herbst), Johann Ignaz Lengelacher 1760/64. Kopie auf dem Schloßplatz Karlsruhe.





■ 13 Tonmodell für den Winter von Johann Christian Wentzinger, vor 1746. Privatbesitz Freiburg.



■ 14 Winter, Originalfigur, untergestellt im Schloßareal Ebnet vor der Versetzung ins Wentzingerhaus.

die Kopien rasch in ihre Umgebung ein. Gleichzeitig wurden die Originale von Schmutz und Bewuchs gereinigt, Lockerungen gesichert und zur Substanzerhaltung mit Kieselsäureester gefestigt. Es traf sich gut, daß die Bildhauerwerkstatt ans Schloß grenzt, die Arbeiten sozusagen an Ort und Stelle vorgenommen und den geschwächten Originalen Transporte über größere Entfernungen erspart werden konnten.

Für eine dauerhafte, regengeschützte und angemessene Aufstellung ließ sich im Schloßbereich aber kein geeigneter Platz einrichten, so daß der Eigentümer entschied, die Statuen zu veräußern. Für den Ankauf kam nur ein deutsches Museum in Frage, da die Figurengruppe im Gesamtverzeichnis des Innenministeriums über das „National wertvolle Kulturgut“ aufgenommen ist und nicht ins Ausland abwandern darf. Nach Verhandlungen mit Nürnberg, Berlin und Karlsruhe, die keine zufriedenstellende Lösung boten, verfolgte man immer intensiver den Gedanken, die Kunstwerke in der Stadt Freiburg, das heißt, im Wirkungsbereich Wentzingers zu behalten.

In seinem langen und erfolgreichen Künstlerleben zu Wohlstand und in der Stadt zu hohem Ansehen gekommen, hatte Wentzinger sein ganzes Vermögen zugunsten des Armenspitals hinterlassen. Seine Stiftung, die

das Fundament des jetzigen Klinikums bildet, existiert noch immer. So besteht auch heute Grund genug, das Andenken des großen Wohltäters zu ehren.

An prominenter Stelle gegenüber dem gotischen Münster und neben dem um 1520 entstandenen Kaufhaus hatte Wentzinger 1761/62 ein großes, nobles Wohnhaus mit Atelier für sich selbst erbaut – übrigens eins der bemerkenswertesten Künstlerhäuser des Barock überhaupt. Dieses „Haus zum Schönen Eck“ ging 1989 aus dem Besitz der Stadt wieder in die Hand ebendieser Spitalstiftung über. Da hier nach der kürzlich abgeschlossenen Instandsetzung ein Museum zur Stadtgeschichte eingerichtet worden ist, bot sich das Haus mit seinem offenen Innenhof als neuer Standort für die Gartenfiguren an. Bedingung war allerdings die Installation einer Überdachung.

Den Kaufpreis der 1,85 Millionen DM teilten sich das Land Baden-Württemberg (1 Million), die Kulturstiftung der deutschen Länder (600 000 DM) und Freiburger Bürger, die in einer beachtlichen und publik gemachten Geldsammlung an die 200 000 DM spendeten. Den Rest sowie die Kosten für Überführung und Aufstellung übernahm die Spitalstiftung. Damit blieb diese bedeutende Werkgruppe Wentzingers erfreulicherweise in seiner Heimatstadt Freiburg und erhielt öffentlichen Zugang.

Absicht und Ausführung der Versetzung gaben Anlaß zu vielen grundsätzlichen und praktischen Überlegungen. Probleme bereitete zunächst der Transport der in ihrer Festigkeit reduzierten Steine. Da das Ausmaß von Lockerungen infolge ausgeschwemmter Bindemittel innerhalb von Steingefügen weder exakt beziffert noch genau lokalisiert werden kann, war umfassende Vorsorge gegen alle möglichen Beschädigungen zu treffen. Um das Bruchrisiko zu verringern, durften die statischen Kräfte möglichst nicht verändert, das heißt, die Statuen nur aufrecht stehend transportiert werden. Immerhin ging es um Steinblöcke von 2,20 m Höhe (die Sockel separat) und circa zwei Tonnen Gewicht.

Die Statuen wurden nach Durchtrennung der Bleidübel vom Sockel mit Hubstapler jeweils auf eine Holzpalette gestellt. Für den Ausgleich ihrer unebenen Standflächen sorgte eine weiche Kunststoffunterlage. In Plastikfolie eingehüllt, wurden die Figuren einzeln umkistet und die Hohlräume mit feinkörnigem Keramik-



■ 15 Ebnet, Sommer im Schloßgarten. Figur und Sockel kopiert, Sockelplinthe original (Aufnahme 1994).



■ 16 Ebnet, Frühling im Schloßgarten. Figur und Sockel kopiert, Sockelplinthe original (Aufnahme 1994).



■ 17 Frühling, Originalfigur im Wentzingerhaus. Die Erkennbarkeit des Kopfes wird durch das Dachgerüst beeinträchtigt (Aufnahme 1994).



■ 18 Sommer, Originalfigur im Wentzingerhaus mit optisch störendem Hintergrund (Aufnahme 1994).

Granulat gefüllt, um beim Transport alle Erschütterungen dämpfend abzufangen. Zwei Tieflader von einer Breite, mit der gerade durch die Stadttore chauffiert werden konnte, fuhr im Schnecken-tempo die acht Kilometer vom Schloß bis auf den Münsterplatz.

Zur Absicherung des neu verlegten Sandsteinplattenbodens rollte man die vier Riesenboxen schließlich über Holzplanken auf den Zentimeter genau hochkant durch Portal und Korridor in den rückwärtigen Hof des Wentzingerhauses. Abgestimmt auf die hausbreite, aber kaum sechs Meter tiefe Querlage des ummauerten engen Hofes, stehen die Statuen nun in einem offenen Halbrund in der Reihenfolge der Jahreszeiten, so daß man vom Korridor kommend, links Frühling und Sommer, etwa vis-à-vis den Herbst und rechts den Winter sieht (Abb. 20). Die Reihenfolge entspricht nicht der im Ebener Schloßgarten, wobei, wie gesagt, die künstlerische Komposition verschiedene Möglichkeiten der Gruppierung erlaubt. Die Standfläche unter den zur Nivellierung ganz neu angefertigten Sockelplinthen ist gegen aufsteigende Feuchtigkeit abgedichtet. Die Originalplinthen blieben im Park zurück. Der wieder mit den Freiburger Wackeln gepflasterte Boden des Hofes verläuft leicht abschüssig, damit kein Wasser stehenbleibt und Pfützen bildet.

Den direkten Regen hält eine neu errichtete Glasdachhaube ab (Abb. 19–

21). Nur für die drei Äste des vorhandenen Ahorns in der Brunnenecke sparte man entsprechende Öffnungen aus. Die Überdachung ist an keiner einzigen Wand befestigt, sondern auf Stützen frei in den Hof gestellt, damit das Mauerwerk des denkmalgeschützten Hauses unverletzt blieb. Die Wölbung der Haube sowie die Forderung nach einfach handzuhabender Pflege und Reparatur ergaben schließlich eine relativ massive und lichtscluckende Konstruktion mit dichtem, breitrippigen Gerüst und kleinformatigen Füllgläsern. Die kahlen Hofmauern beginnt inzwischen wilder Wein zu beranken (Abb. 11).

Das nächste Problem war die Art der Aufstellung. Die Figuren erreichen mit den Postamenten eine Höhe von fast vier Metern und der umschlossene enge Raum erlaubt keinen Blickabstand wie im Garten. Das beeinträchtigt die Wirkung dieser Monumentalwerke empfindlich. Es wurde erwogen, sie von ihren Sockeln herunterzunehmen und quasi in Augenhöhe zu postieren. Dies wäre einer Verfälschung der künstlerischen Absichten Wentzingers gleichgekommen. Es wäre auch ein ikonologischer Irrtum gewesen, denn in ihrer allegorischen Personifikation den Göttern gleich, stehen die Parkfiguren nicht auf der Ebene des Menschen, sondern in jedem Falle höher als er. Und, würde man sie niedriger aufstellen, wer entschiede, um wieviel? Mit At-trappen wurden Platz und Höhe ausprobiert. Schließlich entschied man



■ 19 Die Originale von Frühling, Sommer und Herbst kurz nach der Versetzung in den Hof des Wentzingerhauses. Die Stützen der Dachhaube sind selbsttragend und nicht im Mauerwerk des denkmalgeschützten Hauses verankert. Das Dachgerüst verursacht starke Schlagschatten auf den Statuen.



■ 20 Die Originale der Jahreszeiten, seit 1992 im neu überdachten Hof des Wentzingerhauses am Münsterplatz in Freiburg, heute Museum für Stadtgeschichte.

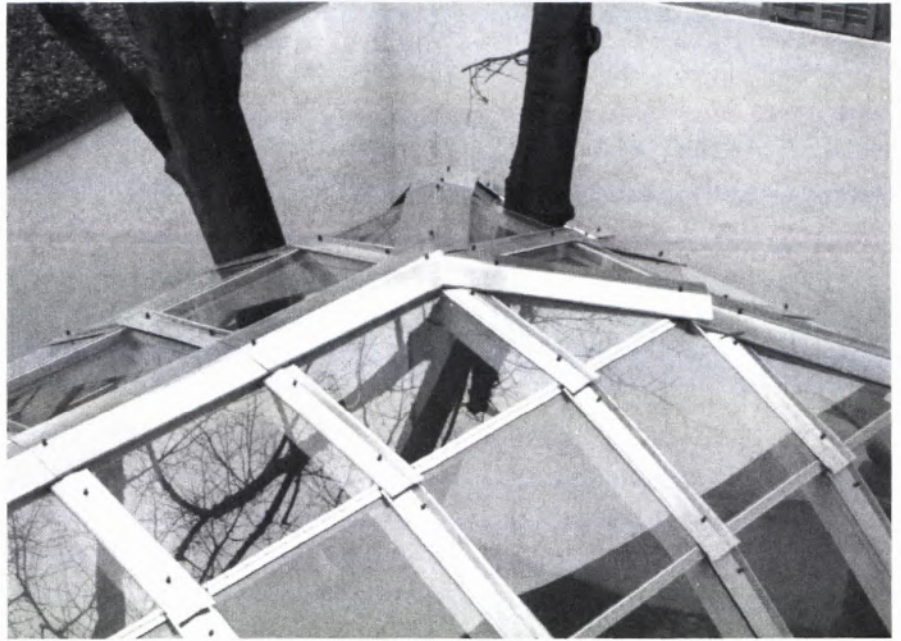
zugunsten des Originals, ließ Sockel und Figur beieinander und veränderte die ursprünglichen Höhenmaße nicht.

Beim Vergleich der alten Situation im Park mit der neuen Aufstellung im Hof wird nun aber das bedenklichste Problem deutlich, nämlich das andersartige Verhältnis von Licht und Umgebung (Abb. 15–19). Gartenfiguren leben von der Symbiose mit ihrem naturhaften Ringsum, von der Weite des freien Blickfelds und damit auch wesentlich von der Distanz gegenüber dem Beschauer. Mit der musealen Aufstellung gingen die farbige, pflanzliche Umgebung des Parks und das je nach Jahreszeit mit der unterschiedlichen Begrünung und dem Sonnenstand stark wechselnde, natürliche Licht verloren. Im engen überdachten Hof des Wentzingerhauses erscheinen die Figuren dem unmittelbar gegenüberstehenden und zu ihnen steil emporblickenden Betrachter unproportional ver-

kürzt; ihre Oberkörper und Köpfe sind im blendenden Gegenlicht schwer erkennbar, werden vom optisch störenden Rahmenraster der Dachhaube quasi durchschnitten und, wenn die Sonne scheint, von harten, entstellenden Schlaglichtern getroffen. Ist das Glasdach verschmutzt und mit abgefallenen Blättern bedeckt, liegt der Hof in schummriger Dunkelheit und die Köpfe der Figuren verlieren sich im Schatten (Abb. 10, 11). Die künstlerische Qualität, der Sinn und die Bedeutung der Bildwerke kommen nicht mehr wie vorher zum Ausdruck.

Damit ist beispielhaft ein grundsätzliches Dilemma der Denkmalpflege angesprochen. Ihre eigentliche Aufgabe, nämlich beides, den materiellen sowie den ideellen Wert, also das Kunstwerk in seinem ursprünglichen Zusammenhang integral zu erhalten, ist hier wieder einmal nicht erfüllbar. Mit anderen Worten: Will man die Figurengruppe vor dem rasch fort-

■ 21 Blick vom Obergeschoß des Wentzingerhauses auf die Außenseite der Dachhaube. Man erkennt die Montage des breiten Rippengerüsts und die Aussparungen für die Ahornstämme.



schreitenden Zerfall bewahren, ist man gezwungen, sie aus dem Park zu entfernen und damit ihres angestammten Lebensraums und ihres historischen Kontextes zu berauben. Jede museale Aufstellung, sei es im Innenraum oder im überdachten Außenraum, sichert zwar langfristig die materielle Existenz. Das ist ihr Zweck und dankenswert. Gleichzeitig aber raubt sie den Figuren ihre ursprünglichen Gegebenheiten, für die sie geschaffen wurden und dabei geht ein wesentlicher Teil ihres Kunst- und Denkmalwerts verloren. Das ist der Preis, über den wir uns im klaren sein sollten. Georg Dehio drückt diesen Gedanken in einem für Wentzingers Gartenskulpturen zutreffenden Bild aus, wenn er sagt: „Jede Ortsentfremdung eines Kunstwerks bedeutet einen Wertverlust... Museen sind Herbarien. Herbarien sind nützlich; aber man läßt sie liegen, wenn man die lebenden Pflanzen sehen kann mitsamt ihren Nachbarn, ihrer Wurzeleerde, ihrer Atmosphäre“.

Der Beitrag geht aus einem Referat hervor, das ich 1993 am IV. Internationalen Symposium über Barocke Gartenskulptur im Nationalmuseum Posen/Polen hielt. Für Informationen in Freiburg danke ich Ingeborg Krummer-Schroth, ehemals Augustinermuseum; Wolfgang Stopfel, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg; Sebastian Bock, Allgemeine Stiftungsverwaltung; Peter Kalchthaler, Museum für Stadtgeschichte, Wentzingerhaus und dem Herrn auf Ebnet, Nikolaus von Gayling.

Literatur:

- Barockschloß Ebnet bei Freiburg im Breisgau. – Hrsg. vom Freiherrlich Gayling von Altheim'schen Gesamtarchiv Schloß Ebnet, Freiburg im Breisgau. München/Zürich 1989. (Oberrheinische Quellen und Forschungen II).
- Ingeborg Krummer-Schroth. – Johann Christian Wentzinger. Bildhauer, Maler, Architekt 1710–1797. Freiburg im Breisgau 1987, S. 36–39.
- Sebastian Bock. – Die „Vier Jahreszeiten“ von Johann Christian Wentzinger. Freiburg 1993 (KulturStiftung der Länder, Patrimonia 45).
- Irene Markowitz. – Die Jahreszeiten im Gefolge der Götter. Gartenprogramme des Barock. Ausstellungskatalog „Das Reich der Jahreszeiten“. Strauhof Zürich 1989, S. 213–230.
- Hans Huth. – Pflege und Erhaltung der Bildwerke und der baulichen Ausstattungselemente. In: Gartendenkmalpflege. Hrsg. von Dieter Hennebo. Stuttgart 1985, S. 330–345.
- Georg Dehio. – Denkmalpflege und Museen. Referat auf dem Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz in Salzburg, 1911; publiziert in: derselbe, Kunsthistorische Aufsätze. München/Berlin 1914, S. 283–293.
- Ernst Bacher. – Musealisierung der Monumente. In: Museum und Denkmalpflege. Bericht über ein internationales Symposium, veranstaltet von den ICOM- und ICOMOS-Nationalkomitees der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der Schweiz am Bodensee, 1991. München/London 1992, S. 17–21.

Dr. Mane Hering-Mitgau
 Institut für Denkmalpflege
 Eidgenössische Technische
 Hochschule
 ETH-Zentrum,
 CH 8092 Zürich

Trubel um ein Marienbild

Karl Fleck †



■ 1 Der Stuppacher Altar nach seiner Restaurierung im Jahre 1926.

Wie spannend Denkmalpflege sein kann, belegt der hier abgedruckte Augenzeugenbericht. Die Redaktion erhielt das 1944 verfaßte Manuskript vom Stuttgarter Architekten Dr. Walter-Gerd Fleck. Dessen Onkel Karl Fleck (1862–1944), der Autor des Berichts, war Oberpostmeister in Bad Mergentheim und wurde Bezirkspfleger des damaligen Landesamtes für Denkmalpflege in Stuttgart.

Die Hauptfiguren der hier geschilderten dramatischen Ereignisse waren zum einen die berühmte „Stuppacher Madonna“, das Matthias Grünewald zugeschriebene ehemalige Altarbild, und zum anderen der damals 34jährige Konservator und spätere Leiter des Stuttgarter Landesamts Eugen Gradmann (1863–1927). Die „Szenen der Handlung“ waren u. a. die Brauereigaststätte Klotzbücher (an der Boxberger Straße) und die Gaststätten „Hirschen“ (ehemals Burgstraße) und „Adler“ (ehemals am Oberen Markt) in Bad Mergentheim. Karl

Fleck gliedert seinen Bericht in drei Zeitabschnitte: 1897 betrat Eugen Gradmann die Szene; um 1907/08 gelang die Zuschreibung des Stuppacher Bildes an Grünewald; und 1926 sollte das Marienbild – nach mehreren dilettantischen Restaurierungsversuchen 1833, 1844, 1850 und 1854 – zur ersten fachmännischen Restaurierung nach Stuttgart transportiert werden ...

Wohl zwölf bis fünfzehn Jahre lang machte ich mit R. Anw. Gaupp, dem ganz alten Klotzbücher und dem res. Apotheker „Louisle“ (ortsübliche Namensverkürzung für Luis Wrede) vierspännigen „Schüsseles-Tapp“ draußen in der Brauerei. 30 Pfennig setzte jeder ins Schüssele, und nur der Solospieler gewann oder verlor. Zu vollem Burgfrieden immer bestrebt, trat selten ein Zwischenereignis ein, höchstens, daß Louisle brummte, wenn er wieder vergeblich mit seiner Sau auf den Zehner geschunden hatte. –

An einem Herbstabend 1897 trat aber doch einmal eine Störung ein. Es kam in das von uns allein besetzte Neben-zimmer ein ganz fremder Herr: Lodenhut, Wadenstrümpfe, frisches, freundliches Gesicht, und frug, ob er nicht zu eigener Kurzweil zusehen dürfe. Er sei der neue Landeskonser-vator Gradmann von Stuttgart. Das Amt eines solchen Herrns war bis dato in Mergentheim noch recht wenig bekannt nach Zweck und Wert, und es entspann sich bald zum Un-behagen von Louisle längeres Hin und Her über „Woher, zu was, wo-hin usw.“, bis letzterer schließlich brummte: „Für sotti Sachä könna Sie sich dann morgä an den do haltä, der treibt solche!“, dabei auf mich wei-send.

Ich begleitete Gradmann noch in sei-nen Gasthof (Hirsch) und unterwegs wurden wir einig, morgen gemein-sam nach einigen Landorten zu sei-nem Bekanntwerden zu fahren. Er wolle seine erste Dienstreise behufs Inventarisierung der Denkmale, als Hohenloher, mit dieser Gegend be-ginnen. Ich bestellte noch bei Nach-bar Rüdenuer, dem alten Kavalleri-sten, das Fuhrwerk. Solches hielt um 10 Uhr vor dem Hirsch, als Kutscher der 12–13jährige Sohn von Rüdenuer, jetzt Hofbesitzer draußen in der Neunkirchener Straße. – Vorerst ging es flott die Heerstraße hinauf. Am Gal-genberg stürzte eine der Rosinanten und verschlug sich, schwer blutend, die Vorderbeine. Es gab Aufenthalt. Vom nächsten Acker wurde ein Ar-beiter geholt, um das Pferd heimzu-führen. Im Trotteltrab ging es einspän-nig weiter, Herbsthausen–Rot–Hach-tel zu.

Von Hachtel – überall zugleich Auf-nahme und Bestimmung der Kir-chenglocken – strebte man nun durch den Stöckerbild-Wald. Hier

wurde der Mähre zulieb ein zweiter Aufenthalt eingeschaltet, hingestreckt auf des herrlichen Waldes weichen Moospolstern. Ich holte aus meinem Rucksack mein Piston und blies dem Stadtherrn: „Wer hat dich du schöner Wald usw.“ zum Ergötzen desselben und dem ersten Aufkeimen unseres späteren Freundschaftsverhältnisses. – In Rengershausen dauerte der Auf-enthalt, weniger wegen Kirche und Glocken, als wegen der vielen Mug-gental’schen und der Allianz-Wap-pen, länger. Gradmann war besorgt, den Schnellzug über Osterburken zu erreichen, so daß der Besuch des so alten, verlassenem Juden-Kirchhofs für später zurückgestellt werden mußte. Auch auf Stuppach wollte er schon verzichten, worauf ich aber nach-drücklich einwendete, daß er das Altarbild vor allem beschauen müsse, da es sicher ständig notleide. So eilten wir doch die Staffeln des Kirchberges hinauf in die Stuppacher Kirche. Gradmann wollte es sogar mit Ver-größerungsglas nachprüfen, und ich räumte den Altartisch bis auf das Holz-geschnitzte Kreuzifix ab. Gradmann stieß aber, trotz aller Vorsicht, an daselbe und es fiel herab, und mehrere der alten, zarten Teile des Kreuzes und des Erlösers waren in Stücke ge-gangen. Aber unsere „Eile zum Schnellzug“ war damit auch noch dringender geworden.

Ein Ergebnis für die Erhaltung des Stuppacher Alterbildes wurde von Gradmann unter Rücksprache mit Rottenburg a. N. doch veranlaßt. Der bis an die Kirchenmauer heranrei-chende Erdboden des Kirchhofs wurde, etwa einen Meter breit, längs der Kirchenwand durch eine zemen-tierte Mauer gegen Zuführung der schadenbringenden Erdfeuchtigkeit erstellt. Die Sorge für den Schutz des Bildes kam damit ins Rollen, hat aber bis zu einer ernsthaften Tat fast noch ein Jahrzehnt gedauert.

In dieser Zwischenzeit war nicht nur die ganze deutsche Kunstwelt in Be-wegung gesetzt, auch in Mergent-heim selbst war des Aufhebens über den Fall Stuppach viel gemacht. Im „Adler“ war es in den Gesellschafts-abenden das einzige Thema mit Kritik, Vorschlägen und sonstigem geschei-tem und auch einfältigem Gerede. – Hausgast, später auch Schwieger-sohn, im „Adler“ war dann einmal ein Kirchenmaler Ettle, der die Kirche in Stuppach auszumalen und auch das Altar-Bild instandzusetzen hatte. An

einem lebhaften Gesellschaftsabend ließ Hr. Ettle auch „Grünwald“ (lt. Archiv Pfarrei Stuppach) als reine **Vermutung** auftauchen, wobei ihm der Isenheimer Altar schon flüchtig bekannt war. Mein Freund Buchhändler Ohlinger sagte dazu, er habe von letzterem eine Druckschrift, die er auch sofort herbeiholte. Einstimmig stellte nun die ganze Gesellschaft eine auffällige Ähnlichkeit mit dem Stuppacher Altar-Bild fest. – Inzwischen wieder hatte sich auch Galeriedirektor Prof. von **Lange** (Stgt.) eingehend mit der Frage befaßt. Er stellte auch die erste **feste Behauptung**: „Grünwald“ auf. Es kam nun zu einem Zeitungskrieg zwischen von Lange und Ettle (die betr. Zeitungen habe ich ins Pfarrarchiv Stuppach geschenkt!) – So nach und nach bin ich nun für die Stuppacher Frage immer wärmer interessiert geworden, besonders auch als Bezirkspfleger des Landeskonservatoriums.

Ganz besonders waren die Bürger von Stuppach der eine hü, der andere hott! Die hohen Preisangebote ließen den einen schon von Steuerfreiheit träumen. Andere waren für Renovierung und Beibehaltung, aber ja nicht in Stuttgart auszuführen, denn von dort komme es nicht mehr zurück. Zuletzt kam noch der größte Plan: der Staat Württemberg soll in Stuppach ein größeres, schöneres Schulhaus mit Wohnungen bauen und ein sehr großes Stück vom so schönen Staatswald am Hl. Kreuz dazu an die Gemeinde Stuppach schenken. So schlug in Stuppach eine geheim gehaltene Bürgerversammlung die andere. Verkaufslust und Handel schieben die Oberhand zu haben. In einer Zwickmühle stand der Schulz. Wohl reizten Geld, Schulhaus, Wald usw., aber seine vielen Wirtsgäste als Besucher der Madonna wollte er auch nicht gerne verlieren. – Ich sollte nun das Landeskonservatorium über den Stand der Frage in der Bürgerschaft auf dem Laufenden halten, da sie ja tief geheim gehalten wurde.

Dazu verschaffte ich mir zwei „Verbindungsoffiziere“, die Aushilfskellnerin und Ortsbriefträgerin, sowie den zwischen 70 und 80 Jahre alten Meßner Zeller. Diesen gewann ich als Freund, weil ich seine lebhaft erzählten Erlebnisse als württembergischer Obermann im Jahr 1848 an den ersten Düppeler Schanzen, die Luftprennung der Fregatte Gaffron, wo er mit seinem Landsmann, dem Hofbauern von Hachtel, Schildwache gestanden hat, „damit die Kupfernägel des Kriegsschiffes nicht gestohlen werden“, so würdigend anhörte. Meßner Zeller erzählte mir aber auch vom Altar-Bild im alten Wirtslokal (eine

Treppe hoch). „Vor vielen Jahren sollte der Altar einen neuen Rahmen mit neugothischem Gesprenge aus einer Horber Werkstatt erhalten. Der Rahmen kam, war aber längsseitig um Handbreite zu kurz. Also sägte man eben ein Stück vom Bild ab. So wird schon gehen. Und gerade auf dem Stück, rechts unten, waren Zeichen, wohl Buchstaben.“

Ich holte eine Kreide und veranlaßte Zeller, zu versuchen, diese Zeichen mal hier zu malen. Auf die Tischplatte schrieb er ein größeres lateinisches M und darin einen kleineren Kreis (wohl das G).

Und wo sind jetzt die abgesägten Stücke? „Die hat der Mergentheimer Blechner (= Flaschner), der das Kirchendach flicken mußte, zur Heizung seines Lötofens verbrannt. Sie lagen lange, lange droben auf dem Dachboden der Kirche.“ Dies teilte ich Hrn. von Lange in meiner Wohnung alles mit. Er benützte es unter Quellenangabe in den Zeitungen. Da erhielt ich einen unflätigen Brief von Horb, ich würde verklagt wegen Geschäftseinträchtigung, Unwahrheiten u. dgl.

Nun zurück zu Stuttgart. Das Landeskonservatorium erhielt 1905 zur Hilfe einen Assistenten für Archäologie, der 1909 zweiter Konservator mit dem Titel Professor wurde (Dr. Göbler) und nach Gradmanns Pensionierung (1920) selbst Vorstand des Landeskonservatoriums, des jetzigen Landesamts für Denkmalpflege. So arbeitsreich diese Vorstandstelle auch sein mochte, Göbler hat sich mit voller Kraft für die Lösung der Stuppacher Frage eingesetzt. Einen gleichgestimmten Mithelfer hatte er an seinem einstigen Mergentheimer Berufsgenossen, Oberpräzeptor Dr. Schermann (späteren Studiendirektor in Riedlingen), der in seiner Eigenschaft als Landtagsabgeordneter nicht nur im Landtag, sondern auch am Bischofssitz nachhaltigst um das Bild Mitsorge tragen konnte.

Endlich kam man an ein Ziel. Der Bischof von Rottenburg ordnete am 22. Mai 1926 an, daß die Restauration des Stuppacher Altar-Bildes dem Restaurator der staatl. Gemäldegalerie, Professor Tettenborn, übertragen wurde. Zugleich wurde ein Staatsvertrag in sieben Punkten abgeschlossen: Das Bild wird mit einem Wert von 350 000 RMark angesetzt. Der Staat leistet die Wiederherstellungskosten, das Landesamt f. Denkmalpflege leitet diese. Das Bild bleibt nach der Wiederherstellung noch eine Zeitlang in Stuttgart gegen Eintritt ausgestellt usw. usw. In Stuppach gingen wegen dieser Anordnungen die Wogen noch einmal



■ 2 Eugen Gradmann (1863–1927). Er wurde 1897 zum Konservator berufen und war ab 1899 (bis 1920) Leiter des Königl. Württembergischen Landeskonservatoriums (Photo aus seinen späteren Jahren).

hoch! Aufgeregte Elemente verstiegen sich sogar zu Drohungen: „Eher, daß wir es hinaus lassen, schießen wir es lieber zusammen u. dgl.“

Man wurde vorsichtig, ja ängstlich. Stuttgart stellte zur Überführung des Bildes, am 19. Juli 1926, vom Landesamt den damaligen Assistenten, Dr. R. Schmidt, als Gesamtüberwacher des Transportes, von der Gemäldegalerie (Neckarstraße) den Hausverwalter Laukemann, von der Eisenbahn zwei Bahnpolizeimänner und dazu noch von Mergentheim zwei oder drei Landjäger. Ohne irgend eine Anweisung sollte ich auf Wunsch des Landesamts nach eigenem Guthalten für die Speditionsmöglichkeit sorgen. Nach reiflicher Überlegung bestellte ich das Bierauto der Brauerei Klotzbücher (Fahrer: Restaurateur Theurer). Dies stand schon bei Zugs-einfahrt, mit Leer-Bierfäßchen sorgsam getarnt, am Bahnhof. Einer nach dem andern der Stuttgarter Herrn kam und schaute nach den Personenautos aus. Als ich aber freundlichst einlud, das hier stehende Vehikel zu besteigen, staunte auch alles. Besonders Prof. Tettenborn wollte protestieren. Ich begütigte ihn, unterwegs würde ich ihm den ganzen Vorgang darstellen. Drei Mann beim Chauffeur, zweiauf Bier-Fäßchen, verschwanden wir schleunigst Stuppach zu. Den „Fäßlesreiter“, wie Laukemann sagte, setzte ich schon unten am Kirchberg in Stuppach ab. Halb oben öffnete sich ein Fenster: „Ich schieß' euch alle mit meiner Weltkriegspistole vom Wagen!“ Aha – sagte nun Tettenborn.

Am Kirchentor wars still! Kein Bürger, kein Schulz, Pfarrer oder Lehrer. Ich hatte schon viel früher mal mit Meßner Zeller das Bild aus dem Rahmen genommen, so daß die Arbeit jetzt bald getan war. Wir brachten als zeitweiligen Ersatz zwei Bilder aus Stuttgart zu eigener Auswahl mit. Da niemand aus Stuppach da war, wählten wir selbst, ein ausgesprochenes Marienbild. Hintendrein kam ein einziger Bürger, wohl als Spion, dem ich es ins Gesicht sagen konnte. Und fort ging's, wieder mit zwei gefüllten Kisten. Auch das Fenster blieb zu, nachdem ich dem

Schießlustigen, meine Hand in der hinteren Hosentasche, zurief: „Wenn er nicht sogleich schließe, schieße ich ihn zuerst über den Haufen“, wobei ich doch nur als einzigste Waffe einen Zahnstocher bei mir hatte.

Den Heimweg ließ ich über das Wachbachertor in Mergentheim nehmen. Vor meinem Haus luden wir die richtige Kiste aus und fuhren die leere und die andere in den Güterschuppen am Bahnhof, wo sich bei Prof. Tettenborn eine ansehnliche Wachmannschaft vorstellte. In meiner Diele, hinter dem Tisch, mit Sträußen verdeckt, konnte die Madonna nun ruhig ausruhen.

Dr. Schmidt war aber doch noch um alle Sicherheit besorgt. Meine Frau mußte ihm ein Bett auf die Längsbank richten. Für die Zwischenzeit, in der wir uns im Hotel mit Tettenborn erfrischen wollten, band Dr. Schmidt meinen Schnauzer ans Tischbein, daß er, wenn nötig, laut geben sollte. – Mit Dunkelwerden begann die Schutzmannschaft draußen um den Güter-

Nachzutragen ist noch, daß das Bild, welches nach Abschluß seiner Restaurierung zum Kunst-Wallfahrtsbild geworden war, 1931 nach Stuppach, jedoch nicht mehr auf den Hochaltar zurückkehrte.

Vielmehr wurde es mit einem neuen schlichten Steinrahmen in einem kapellenähnlichen Anbau der Stuppacher Kirche untergebracht, der zur klimatischen und mechanischen Absicherung des Bildes nach dem Entwurf des Stuttgarter Architekten Hugo Schlösser gebaut wurde. Diese Situation besteht nun seit knapp 70 Jahren mit geringfügigen, aber nicht unwichtigen Änderungen:

Durch mehrere dekorative Zutaten hat sich der Anbau von der anfänglichen Museumsraum-Charakteristik zum Kapellenraum gewandelt und seit der Steigerung der Sitzplätze in Reisebussen ist er zu klein für Reisegesellschaften geworden. Dies mit der Folge, daß der Kirchenraum als „Überlauf“ oder als Vorraum für die Besucher erhalten muß.

Obgleich die Sicherungs- und Klimatechnik unserer Zeit den Umzug des Marienbildes aus seinem Tresorbau erlauben würde, ist eine Rückkehr des Bildes auf den Hochaltar in der Kirche nicht geplant.

Eines der Dramatik der von Karl Fleck geschilderten Vorgänge auslösenden oder steigernden Motive ist das Motiv des Verlustes der „Unschuld“, wenn ein bedeutendes Kunstwerk in kurzer Zeit prominent wird, damit zur Fremdenverkehrsattraktion gerät und sich der lokalen Bevölkerung entfremdet. Die Unruhe, die durch die öffentliche Aneignung des Madonnenbildes ausgelöst wurde, hat zu den hier dargestellten (nicht nur komischen) Szenen geführt.

Norbert Bongartz

schuppen ihre Wachgänge zu fünft oder sechst. Auch einige Stuppacher striehnten drum herum. Wir beide, Schmidt und ich, gingen aber zu Tettenborn und blieben dort bis gegen 3 Uhr in der Frühe. Mit den ersten Sonnenstrahlen begrüßte uns zuerst der Schnauzer, hochofrenut, daß er seines Dienstes so treu gewartet, etwas weniger erfreut meine Frau!

So endete eine treue, späte Wacht an der Bilderkiste.

(Sonntag, 5. 3. 1944) Karl Fleck

Literatur:

- K. Lange, Matthias Grünwalds Stuppacher Madonna in: Jahrbuch d. Preuss. Kunstslg. 29 (1908).
- R. W. Schmid, Die Wiederherstellung der Stuppacher Madonna in: Die Denkmalpflege 33 (1931) S. 188 f.
- P. Rueß, Unsere Liebe Frau von Stuppach, Bad Mergentheim 1934.
- R. Strobel, Drei Madonnen im Ländle, Festgabe f. August Gebeßler 1989, S. 177 f.

Archäologische Beiträge zur Hygiene im Mittelalter und in der frühen Neuzeit

Uwe Gross



■ 1 Handwaschszene mit Metallkanne und Griffschale auf einem spätantiken Elfenbeinkasten (sog. Lipsanothek von Brescia).

Unter den großen Fundmengen aus archäologischen Untersuchungen in Befunden des Mittelalters und der Neuzeit entdeckt man immer wieder Gegenstände, die Aussagen zur persönlichen Hygiene in z. T. noch nicht sehr lange zurückliegenden Zeiten ermöglichen, in denen fließendes Wasser selbst in wohlhabenden Haushalten noch unbekannt war. Ziel dieses Beitrages ist es, den Blick auf „Hygienegeschirr“ zu lenken, das damals dem Händewaschen diente bzw. als Nachtgeschirr fungierte.

Gefäße zum Händewaschen

In reich ausgestatteten Gräbern der Merowingerzeit trifft man öfter auf Ensembles aus einer Metallkanne als Gießgefäß und einem Metallbecken oder einer -pfanne mit Stielgriff als Auffangbehälter; als Beispiele seien hier Funde von Kirchheim/Teck-Ötlingen im Neckarraum, Niederstotzingen oder Pfahlheim im östlichen

Württemberg (Abb. 2) genannt. Sie waren das bewegliche Reinigungsgeschirr, das die oder der Verstorbene nach den damaligen Vorstellungen über ein standesgemäßes Leben im Jenseits nicht missen sollte. Darstellungen wie jene auf der berühmten spätantiken „Lipsanoteca“ von Brescia (Abb. 1) belegen, daß diese Sitte bereits in der Antike gepflegt wurde. Miniaturen des Stuttgarter Psalters aus karolingischer Zeit und Reichenauer Buchmalerei des 11. Jahrhunderts machen die Benutzung von Kanne und Griffschale auch für jene Epochen wahrscheinlich, aus denen bisher keine gesicherten archäologischen Funde vorhanden sind.

Im hohen Mittelalter erhielten die Gießgefäße dann oft die Gestalt von Tieren (z. B. Löwen) oder Fabelwesen (Vogel Greif). Die Anregungen dazu brachten Kreuzfahrer seit der Zeit um 1100 aus dem Orient mit, denn im islamischen und byzantinischen Bereich

waren solche metallenen Wasserspender, die sog. Aquamanilien, geläufig. Die zahlreichen Funde von erschwinglicheren keramischen Nachbildungen in vielen heimischen Fundstellen – in Burgen, Klöstern und Städten, kaum dagegen in ländlichen Siedlungen – bezeugen die große Beliebtheit in weiten Kreisen der Bevölkerung während des späten Mittelalters. Bei den tönernen Aquamanilien handelt es sich in der Regel um Vierbeiner, unter denen die Widder eine bedeutende Gruppe bilden, nur selten um vogelgestaltige Wesen (Abb. 3).

Zu den Metallaquamanilien dürften einst auch metallene Auffanggefäße gehört haben. Die „Hansaschalen“ stellen dank ihrer gravierten Verzierungen mit religiösen wie mit profanen Bildmotiven eine besonders herausragende Art dieser Handwaschbecken dar. Einer der seltenen südwestdeutschen Bodenfunde stammt aus Heilbronn (Abb. 4).

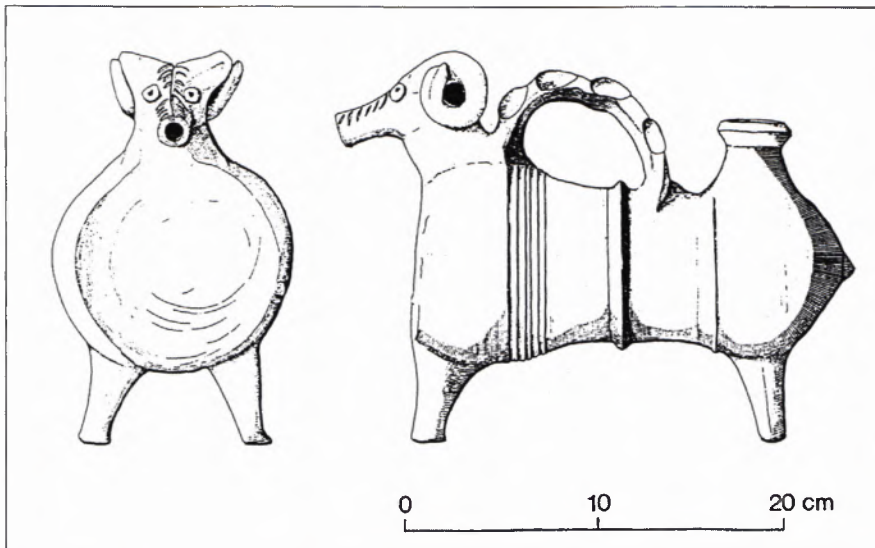
Neben diesem voll beweglichen, von einem Diener an der Tafel von Benutzer zu Benutzer weitergereichten Set aus Aquamanile und Becken (Abb. 5) gibt es seit dem Spätmittelalter auch ortsfest installierte Waschorrichtungen; das sind Kannen mit zumeist mehreren Ausgüssen (sog. Lavabos),

die frei vor der Wand oder in einer Nische über einem Auffangbehälter angebracht waren. Die tiergestaltigen mobilen Wasserspender wurden nicht nur im weltlichen, sondern auch im liturgischen Bereich verwendet; darauf weisen kirchliche Schriftquellen hin, in denen z. B. von Behältern die Rede ist, die die Form von Löwen, Drachen, Vögeln oder Greifen haben (Mainz), bzw. schlangen- oder löwenartig gestaltet sind (Zwiefalten). Auch die Lavabos waren sowohl im profanen Haus- wie im Kirchengebrauch anzutreffen. Zeitgenössische Bildbelege zeigen sie oft in unmittelbarer Altarnähe im Chor aufgehängt (Abb. 6). Ihr im Vergleich zu den tönernen Aquamanilien häufigeres Vorkommen in ländlichen Siedlungen könnte darauf hindeuten, daß im Laufe des späten Mittelalters die Sauberkeitsvorstellungen, die bis dahin auf die Bessergestellten beschränkt waren, sich auch in breiteren Bevölkerungsschichten durchsetzten.

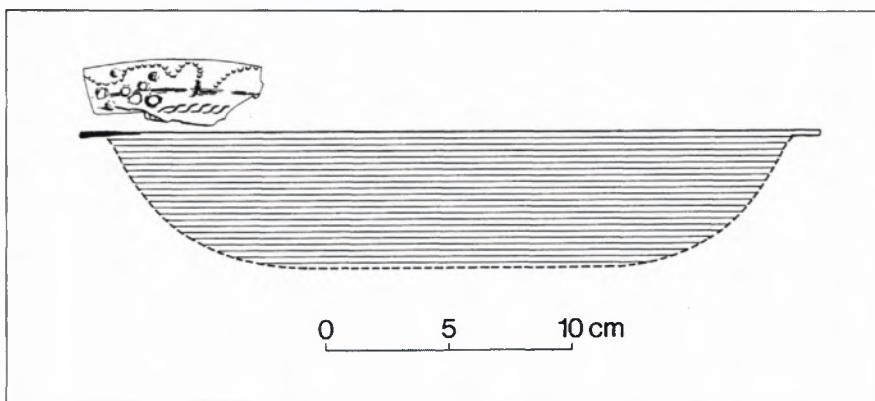
Wie bei den Aquamanilien, so werden auch bei den Lavabos die keramischen Ausführungen bei Ausgrabungen weit häufiger entdeckt als die metallenen. Neben zahlreichen zerscherten Exemplaren sollen als nahezu unversehrte südwestdeutsche Funde die Stücke aus Stetten am Heu-



■ 2 Die reichen Grabfunde aus dem almannischen Gräberfeld von Pfahlheim in Ostwürttemberg schließen auch metallene Handwaschgefäße ein. Sowohl bei Gieß- wie Auffangbehältern gibt es mehrere verschiedene Formen.



■ 3 Keramische tiergestaltige Gießgefäße (Aquamanilien) aus Jettenburg (oben links) und Igersheim.



■ 4 Rekonstruktionszeichnung eines verzierten Metallbeckens, einer „Hansaschale“, aus Heilbronn.



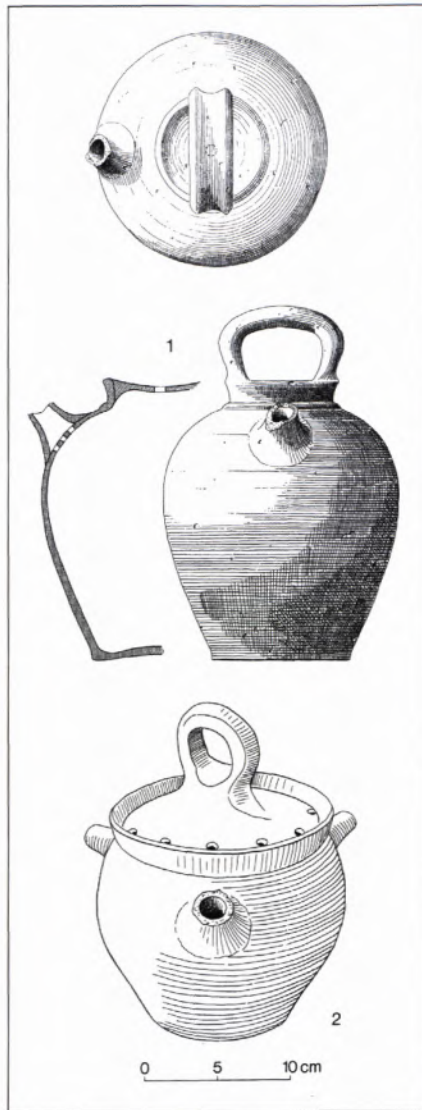
■ 5 Französische Miniatur des 13. Jh. mit der Handwaschung des Herodes. Als Gießbehälter dient ein drachenartiges Aquamanile.

■ 6 Buchmalerei aus der Mitte des 15. Jh.: ein Priester reinigt sich die Hände an einem neben dem Altar in einer Wandnische aufgehängten (Metall-) Lavabo. Deutlich ist die zweite Ausgußstülle zu erkennen.

chelberg, Kr. Heilbronn, und aus Schmalfelden (Kr. Schwäbisch Hall) angeführt werden (Abb. 7).

Der nächste Schritt hin zum ortsgelundenen Waschmöbel vollzog sich mit der Aufstellung von Gieß- und Auffangbehälter in einem speziell dafür angefertigten hölzernen Gehäuse.

Dieses konnte, dem jeweiligen Zeitgeschmack entsprechend, anfangs mit Schnitzereien in spätgotischen, dann in Renaissance- und Barockformen verziert sein. Dafür soll ein Exemplar aus dem Hällisch-Fränkischen Museum in Schwäbisch Hall als gutes Illustrationsbeispiel stehen (Abb. 8). Aus der Aufstellung in einem

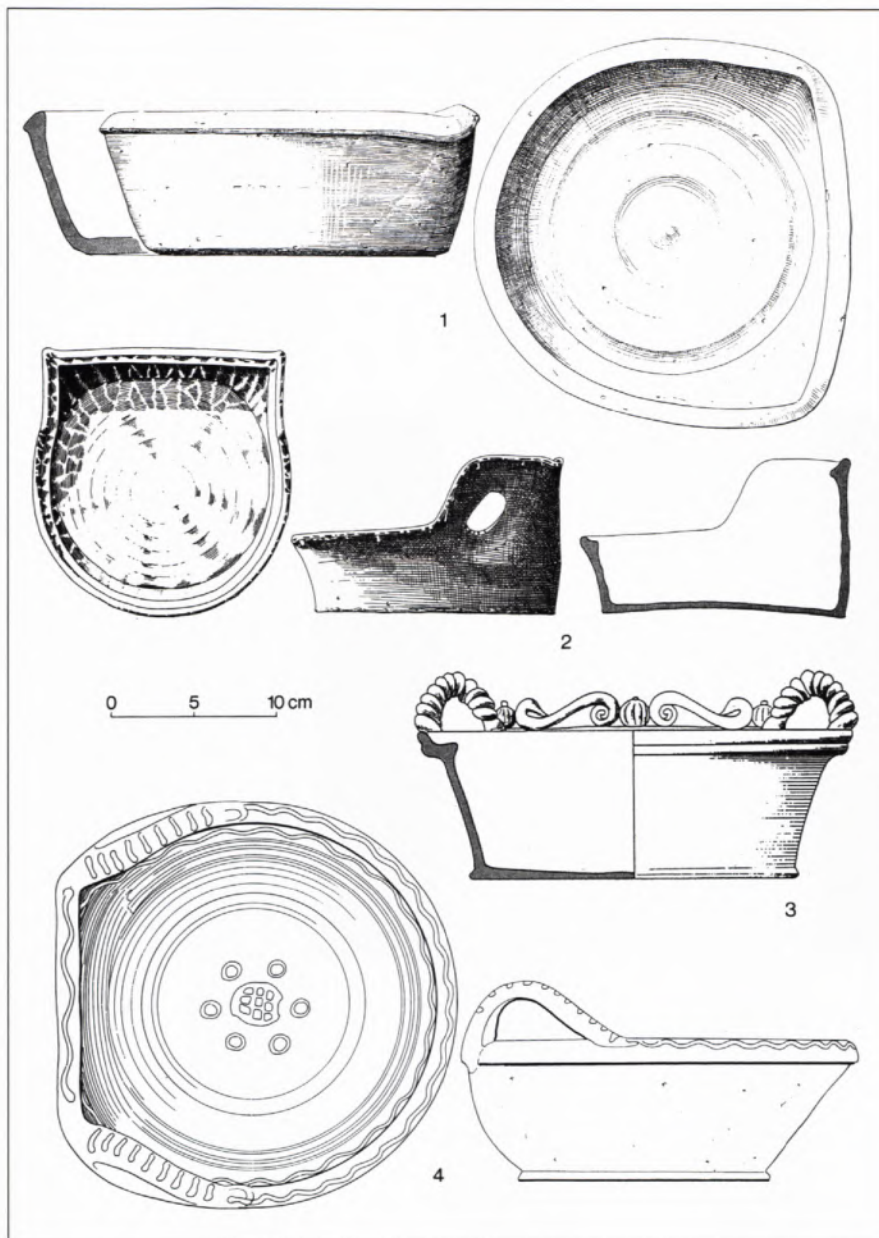


■ 7 Tönerne Lavabos aus Schmalfelden (oben) und aus Stetten am Heuchelberg (unten).

■ 8 Barocker Lavaboschrank aus Schwäbisch Hall (Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall).



■ 9 Metallbecken mit gerader Rückseite in einem Lavaboschrank. Darstellung aus der Bilderchronik des Würzburger Bischofs Julius Echter (16. Jh.). Rechts neben dem Gehäuse ist ein Handtuchhalter zu sehen.



■ 10 Keramische Auffangbecken mit gerader Rückseite aus Pforzheim (1), mit gerader, hochgezogener Rückseite aus Kirchheim/Teck (2) bzw. mit gerader Rückseite und seitlichen Henkeln aus Heidelberg (Kornmarkt) (3) und aus Schwäbisch Hall (4).

solchen schmalen Schrank von recht geringer Tiefe resultierte bei vielen Becken eine beträchtliche Formveränderung. Im ausgehenden Spätmittelalter tauchen Exemplare auf, die eine abgeflachte Rückseite zeigen. So konnte man gegenüber den runden Ausführungen Platz sparen. Entsprechende Stücke aus Metall, wie sie eine Miniatur des 16. Jahrhunderts in einer Bilderchronik des Würzburger Bischofs Julius Echter von Mespelbrunn vor Augen führt (Abb. 9), fehlen unter Bodenfunden fast völlig, da Metallgefäße aller Art einen hohen Wert besaßen und bei irreparablen Beschädigungen wieder eingeschmolzen wurden. Eine der wenigen Ausnahmen ist das durch ein auf der Rückfront angebrachtes Datum (1656) jahrgenau datierte Becken aus der Zerstörungsschicht des späten 17. Jahrhunderts in der Klosterküche von Hirsau, Kr. Calw.

Tönerne Gegenstücke dagegen sind in größerer Zahl und mit mehreren Formvarianten vertreten. Ganz schlichte Becken des 15./frühen 16. Jahrhunderts kennt man aus Pforzheim und Heidelberg (Collegium Academicum) (Abb. 10, 1). Sie müssen einst sehr viel häufiger gewesen sein; die Identifizierung im zerscherbten Zustand ist schwierig, vielfach werden Fragmente der abgeflachten Rückseiten wohl mit viereckig ausgeformten Ofenkacheln verwechselt.

Das in der Art des Hirsauer Metallbeckens gestaltete guterhaltene Fundstück aus Kirchheim/Teck ist etwas aufwendiger getöpfert, (Abb. 10, 2). Ein Auffanggefäß des 16./17. Jahrhunderts vom Heidelberger Kornmarkt verfügt über zwei tordierte Henkel (Abb. 10, 3), wie sie ähnlich auch am Unterteil einer Haller Garnitur



■ 11 Vollständige, grünglasierte Garnitur aus Wasserspende- und Wasserauffanggefäß (datiert 1662) aus Schwäbisch Hall.

■ 12 Handtuchhalter des 16. Jh. im Tiroler Volkskundemuseum Innsbruck. Solche Halterungen waren unmittelbar neben den Waschgefäßen an der Wand befestigt.

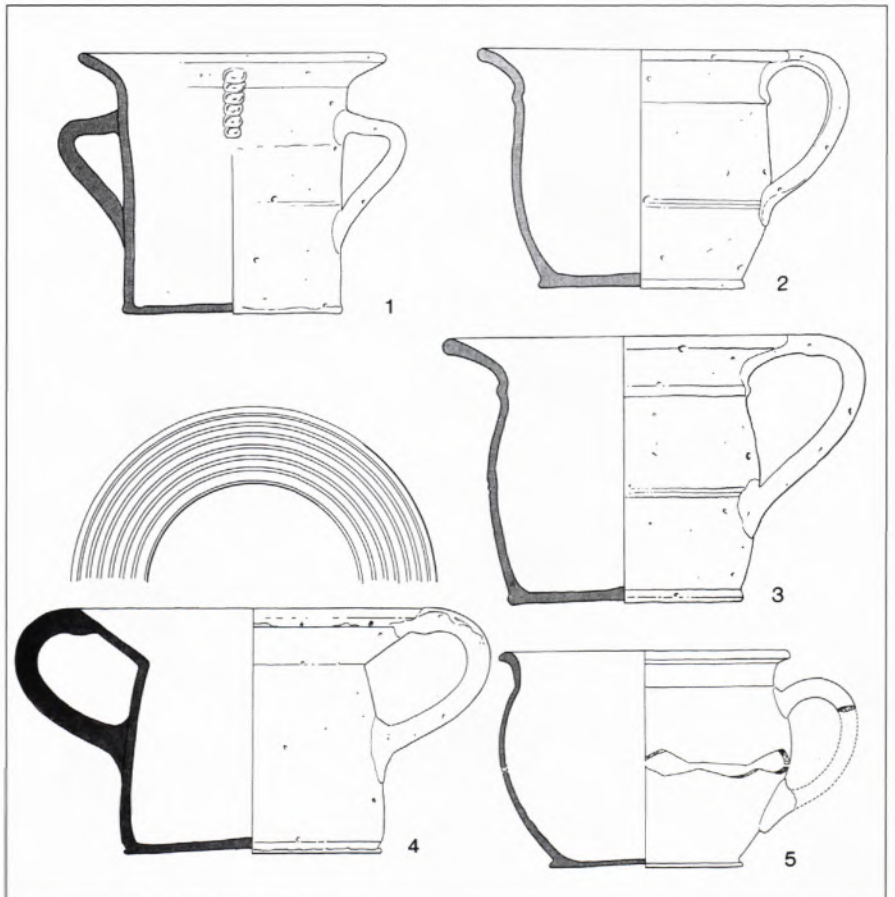


(Abb. 11) vorhanden sind. Dieses nahezu vollständige Keramikensemble – es fehlt nur der Metallhahn des Wasserbehälters – ist durch die im Relief aufgebrauchte Jahreszahl 1662 nur wenig später als das erwähnte Hirsauer Metallbecken datiert. Die Form des kantig-gebrochenen Beckens erscheint auch unter den Fehlbränden

aus der Werkstatt des Konstanzer Hafners Konrad Vogler, der in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts arbeitete.

Aus der ehemaligen Reichs- und Salzsiederstadt Schwäbisch Hall sind die jüngsten, archäologisch gewonnenen Beispiele solcher Auffanggefäße anzuführen. In der Katharinenvorstadt westlich des Kochers kamen in der Schuttauflüllung der im letzten Jahrhundert aufgegebenen Befestigung mehrere bemalte Exemplare zutage (Abb. 10,4). Sie bestätigen, daß die seit dem 17. Jahrhundert auf der Gefäßkeramik beliebte Malhorndekoration auch auf Hygienegeschirr verwendet wurde.

Bei dem grünglasierten Haller Ensemble aus Wasserspender und -auffanggefäß (Abb. 11) wurde oben der Hahn als wesentlicher Bestandteil erwähnt. „Zapfhähne“ oder ihre Rohre bzw. Verschlüsse sind in archäologischen Zusammenhängen des späten Mittelalters und der Neuzeit keineswegs selten, wie Funde vom Michaelskloster auf dem Heiligenberg bei Heidelberg oder vom Breisacher Münsterhügel zeigen. Sie werden jedoch in der Regel nicht mit Waschgerätschaften in Zusammenhang gebracht, sondern, wie es der Terminus „Zapfhahn“ ja bereit ausdrückt, immer ausschließlich mit Wein- oder Bierfässern.



■ 13 (Früh-) neuzeitliche schlichte Nachttöpfe aus glasierter Irdenware aus Konstanz (1-3) und Schwäbisch Hall (5), mit Malhorndekoration auf dem Rand aus Schwäbisch Hall (4).



■ 14 Umschrift auf einem Nachttopf aus Westerwälder Steinzeug von den Ausgrabungen im Heidelberger Kornmarkt.

Mit der Einführung des ortsfest an der Wand oder im hölzernen Gehäuse aufgestellten Waschservices ging im späteren Mittelalter auch das Auftreten der Wandhalterung für das unverzichtbare Handtuch einher. Ein Nachweis in Gestalt eines charakteristischen Querholmes liegt unter den spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Holzfunden aus dem Dormitorium des Klosters Alpirsbach im Schwarzwald vor. Er könnte von einer schlichten Halterung stammen, aber auch von einem der besonders während der Renaissance beliebten figürlich ausgestalteten Exemplaren. Das hier ausgewählte Bildbeispiel des 16. Jahrhunderts im Tiroler Volkskundemuseum Innsbruck (Abb. 12) führte den einstigen Benutzern jedesmal drastisch die Vergänglichkeit menschlichen Seins vor Augen.

Das Nachtgeschirr

Ein weiterer, besonders wichtiger Bestandteil der „Hygienekeramik“ war bis in unser Jahrhundert das Nachtgeschirr. Aus südwestdeutschen Bodenfunden des 17. bis frühen 20. Jahrhunderts liegen zahlreiche Stücke vor, welche die uns heute noch geläufige, gedrückt-bauchige Form zeigen (Abb. 13, 1). Sie sind allerdings meist aus einfacher Irdenware, nur selten aus Steingut oder Steinzeug. Noch seltener sind Stücke in der Art eines barockzeitlichen Heidelberger Steinzeugnachttopfes, der eine zweideutige Aufschrift („Diser drinkt vnd doch keinen Wein“) trägt (Abb. 14).

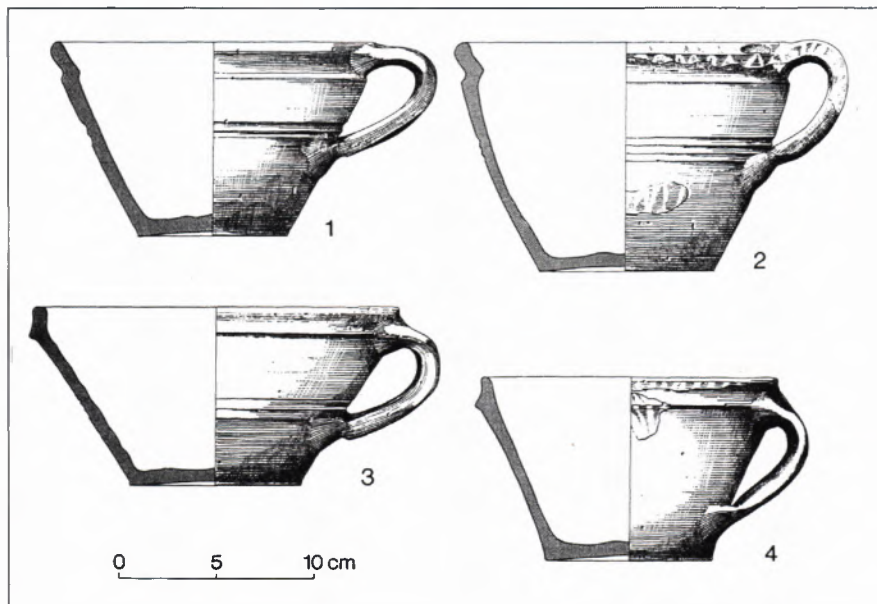
Eine zweite, zeitgleiche neuzeitliche Nachttopfform war steilwandig. Unter ihrem breiten Rand finden sich oft dreiecksförmige „Zwickel“ zur Stabilisierung, die mit Fingereindrücken verziert sind. Nicht selten kommt bei ihnen Bemalung auf dem Rand vor, z. B. auf Funden aus der Haller Katharinenvorstadt (Abb. 13, 4).

Die ältesten, noch ins späte Mittelalter zurückreichenden Nachtgeschirre faßt man in tiefen konischen Schalen mit seitlichem Henkel und Innenglasur (Abb. 15). Wer an dieser Funktionszuweisung zweifelt und in diesen Gefäßen, die sehr häufig in Latrinenvorfüllungen angetroffen werden, Teile des Küchenzubehörs sieht, den belehrt der Blick auf Innenraumdarstellungen des 15. und 16. Jahrhunderts eines Besseren: auf zahlreichen Bildern stehen diese Schalen unter dem Bett bzw. unter dem Nachtstuhl. An Eindeutigkeit lassen schließlich auch die Bilder in Michael Heros „Schachtaffeln der gesundheit“ von 1533 nichts zu wünschen übrig (Abb. 16).



Purgierung. Verstopfung.

■ 16 Darstellungen in Michael Heros „Schachtaffeln der gesundheit“, gedruckt 1533 in Straßburg, zeigen konische Henkel-schalen, die früheste Form der Nachtgeschirre, in Benutzung.



■ 15 Spätmittelalterliche Nachtgeschirre des späten 15./frühen 16. Jh. aus einer Latrine in Pforzheim.

Berichtigung

Durch ein Versehen wurden bei dem Bericht „Zur Rekonstruktion des barocken Gartens von Weikersheim“ in der Ausgabe 2/1995 dieses „Nachrichtenblattes“ die Bilder 10 und 12 vertauscht. Die „heutige Zielplanung“ ist auf S. 70 rechts dargestellt, während auf S. 72 der 1862 genehmigte Plan abgebildet wurde.

Wir danken Herrn Armin Hauenstein, der von der OFD Stuttgart mit der Ausführungsplanung und der Bauleitung für die Instandsetzung des Schloßgartens von Weikersheim beauftragt wurde, für diesen Hinweis.

G.F. Kemper

Mitteilungen

Ofenkacheln aus der Pliensau

10. September bis 22. Oktober 1995
Stadtmuseum Esslingen
Hafenmarkt 7
73728 Esslingen
Dienstag bis Samstag 14–17 Uhr
Sonntag 10–17 Uhr
Telefon 07 11/ 35 12 32 40

Der umfangreiche Modelfund aus der Pliensau in Esslingen – bei Untersuchungen des Landesdenkmalamtes geborgen – betont die Bedeutung Esslingens als Zentrum des Kunsthandwerks am Ende des 15. Jahrhunderts. Die mehr als 50 hochwertigen Keramikmodelle zur Herstellung von Ofenkacheln sind in ihrer Menge und Qualität einzigartig für Württemberg.

Kult und Wohnen in den Höhlen des Oberen Donautals

25. August bis 29. Oktober 1995
Kulturzentrum Alte Schule
72488 Sigmaringen
Mittwoch bis Freitag 10–12, 14–17 Uhr
Samstag, Sonntag 10–17 Uhr
Telefon: 0 75 71/ 10 62 23 (Städtisches Verkehrsamt)

Im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg 1995 gibt die Ausstellung einen Einblick in die Ausgrabungen des Landesdenkmalamtes und anderer Institutionen im Tal der Oberen Donau zwischen Tuttlingen und Ehingen. Von hier sind fast 50 Höhlen und Felsdächer bekannt, in denen Aktivitäten ur- und frühgeschichtlicher Menschen nachweisbar sind.



Die Schraube zwischen Macht und Pracht – Das Gewinde in der Antike

30. Juli bis 29. Oktober 1995
Archäologisches Landesmuseum
Baden-Württemberg
Benediktinerplatz 5
78467 Konstanz
Dienstag bis Sonntag 10–18 Uhr
Montag geschlossen
Telefon: 0 75 31 / 9 80 40

Die Erfindung des Gewindes in hellenistischer Zeit brachte einen großen technologischen Fortschritt im Bau von Maschinen und Geräten für die gewerbliche und landwirtschaftliche Produktion, in der Medizintechnik und im Bau von Kriegsmaschinen.

Die Verwendung von Schrauben aus Metall läßt sich erstmals am Ende des 4. nachchristlichen Jahrhunderts nachweisen. Schrauben wurden ausschließlich bei Goldschmuck höchster Qualität als Verschlusmechanismus verwendet – eine technische Raffinesse an Rangabzeichen und Prestigeobjekten in der Spätantike.

Für den Prunk und Reichtum dieser Zeit stehen etwa 50 hochkarätige Exponate aus der Alten Welt – aus Museen in der ganzen Welt. Daneben erläutert die Ausstellung im Rahmen einer umfangreichen Didaktik die Entwicklung und Verwendung des Gewindes – eine der wichtigsten Erfindungen der Antike.

Zur Ausstellung ist ein umfangreicher, reich bebildeter Katalog erschienen.

Abbildungsnachweis

Generallandesarchiv Karlsruhe, Sig. H/Buchen/1, 94;
Arbeitsgemeinschaft für integrierte Bauforschung, Regensburg 100 Abb. 3, 4;
Geodätisches Institut der Universität Karlsruhe, Beate Fabig 102;
Fürstlich Leiningensches Archiv, Amorbach, Sig. 7/39/6, 103;
Architekturbüro H. Aicher, Spaichingen 112;
Schloß Ebnet bei Freiburg 123;
M. Hering-Mitgau 124, 125 Abb. 3, 126, 127 Abb. 11, 12, 129, 131;
H. Weber, Freiburg 125 Abb. 6, 127 Abb. 10;
S. Bock, Freiburg 128 Abb. 14, 130, 132;
Augustiner-Museum, Freiburg 128 Abb. 13;
J. K. Ostrowski, Die polnische Barockskulptur des 18. Jahrhunderts. Zeitschr. Kunstwissenschaft 1989, 125 Abb. 4;
Helvetica Archaeologica 51–52, 1982, 137;
R. Christlein, Die Alamannen, 1978, 138;
J. Tauber / F. Hartmann, Fundort Schweiz. Bd. 5, 1988, 139 Abb. 5;
A. E. Theuerkauff-Liederwald, Mittelalterliche Bronze- und Messinggefäße. Eimer-Kannen-Lavabo-Kessel, 1988, 139 Abb. 6;
Hausgeschichten. Katalog Schwäbisch Hall, 1994, 140 Abb. 8; 142 Abb. 11;
Vor dem großen Brand. Katalog Heidelberg, 1992, 143 Abb. 14;
Himmel-Hölle-Fegefeuer. Katalog Zürich, 1994, 142 Abb. 12;
H. Zotter, Das Buch vom gesunden Leben. Die Gesundheitstabellen des Ibn Butlan in der illustrierten deutschen Übertragung des Michael Herr. Nach der bei Hans Schott erschienenen Ausgabe Straßburg 1533, 1988, 143 Abb. 16;
LDA Freiburg 113, 114, 120, 121, 125 Abb. 5;
LDA Karlsruhe 100, 101, 105–110;
LDA Stuttgart 133, 135, 139, 140, 141;
LDA Tübingen: J. Feist, Pliezhausen (Titelbild), 91–98.

Veröffentlichungen DES LANDESDENKMALAMTES

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden (der „Ortskernatlas“ auch über das Landesvermessungsamt).

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg

Deutscher Kunstverlag

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber, Reinhard Wortmann München/Berlin 1978

Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim

Bearbeitet von Hans Huth. Mit Beiträgen von E. Cropengießler, B. Kommer, E. Reinhard, M. Schaab München/Berlin 1982

Adolf Schahl
Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises München/Berlin 1983

Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Heft 1, 1986
Richard Strobel und Felicitas Buch
Ortsanalyse
Heft 2, 1989
Ulrich Schnitzer
Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen
Heft 3, 1995
Ulrich Boeyng
Eiserne Eisenbahnbrücken in Baden-Württemberg

Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt Landesvermessungsamt Stuttgart

Stadt Baden-Baden (2.2, 1993)
bearb. v. W. Deiseroth
Stadt Bietigheim-Bissingen (1.8, 1988)
bearb. v. P. Findeisen
Stadt Esslingen a. N. (1.1., 1985)
bearb. v. P. Wichmann
Stadt Herrenberg (1.5., 1986)
bearb. v. H. Reidel/W. Deiseroth
Stadt Ladenburg (2.1., 1984)
bearb. v. W. Deiseroth

Stadt Leonberg

(1.4., 1986)
bearb. v. P. Wichmann/W. Deiseroth

Stadt Markgröningen

(1.7. 1987)
bearb. v. P. Findeisen

Stadt Meersburg

(4.2., 1988)
bearb. v. H. Reidel/W. Deiseroth

Stadt Ravensburg (4.1., 1988)

bearb. v. W. Deiseroth/J. Breuer

Stadt Rottweil

(3.1., 1989)
bearb. v. P. Findeisen

Stadt Schorndorf

(1.9., 1989)
bearb. v. E. Geiger

Stadt Schwäbisch Gmünd (1.2., 1985)

bearb. v. J. Breuer

Stadt Schwäbisch Hall

(1.3., 1986)
bearb. v. W. Deiseroth

Stadt Überlingen

(4.3., 1994)
bearb. v. P. Findeisen

Stadt Vaihingen a. d. Enz (1.10., 1992)

bearb. v. E. Geiger

Stadt Villingen-Schwenningen

(3.2., 1991)
bearb. v. P. Findeisen

Stadt Waiblingen

(1.6., 1987)
bearb. v. E. Geiger

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972
Günter P. Fehring
Unterregenbach Kirchen, Herrensitz, Siedlungsbereiche

Band 2, 1974
Antonin Hejna
Das „Schlößle“ zu Hummertsnied. Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts

Band 6, 1979
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 7, 1981
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 8, 1983
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 9, 1986
Volker Roeser und Horst-Gottfried Rathke
St. Remigius in Nagold

Band 10, 1991
Hirsau, St. Peter und Paul, 1091–1991

Band 11, 1993
Michael Schmaedecke
Der Breisacher Münsterberg

Band 12, 1991
Uwe Gross
Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb

Band 14, 1993
Eleonore Landgraf
Ornamentierte Bodenfliesen des Mittelalters in Süd- und Westdeutschland

Band 15, 1992
Ilse Fingerlin,
Die Grafen von Sulz und ihr Begräbnis in Tiengen am Hochrhein

Band 16, 1993
Dorothee Ade-Rademacher, Reinhard Rademacher
Der Veitsberg bei Ravensburg

Fundberichte aus Baden-Württemberg

E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung

(Nägele & Obermiller, Stuttgart)
Bd. 1, 1974 – Bd. 19, 1994

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972–10, 1978

Band 11, 1981
Wolfgang Cyszcz u. a.
Römische Keramik aus dem Vicus Wimpfen im Tal

Band 12, 1982
Ursula Koch
Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden

Band 13, 1982
Mostefa Kokabi
Arae Flaviae II Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil

Band 14, 1983
U. Körber-Grohne, M. Kokabi, U. Piening, D. Planck

Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim

Band 15, 1983
Christiane Neuffer-Müller
Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)

Band 16, 1983
Eberhard Wagner
Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)

Band 17, 1984
Joachim Hahn
Die steinzeitliche Besiedlung des Eselsburger Tales bei Heidenheim

Band 18, 1986
Margot Klee
Arae Flaviae III Der Nordvicus von Arae Flaviae

Band 19, 1985
Udelgard Körber-Grohne, Hansjörg Küster
Hochdorf I

Band 20, 1986
Studien zu den Militärgrenzen Roms III Vorträge des 13. Internationalen Limeskongresses, Aalen 1983

Band 21, 1987
Alexandra von Schnurbein
Der alamannische Friedhof bei Fridingen an der Donau (Kr. Tuttlingen)

Band 22, 1986
Gerhard Fingerlin
Dangstetten I

Band 23, 1987
Claus Joachim Kind
Das Felsställe

Band 24, 1987
Jörg Biel
Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern

Band 25, 1987
Hartwig Zürn
Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern

Band 26, 1988
Joachim Hahn
Die Geißenklösterle-Höhle im Achtal bei Blaubeuren I

Band 27, 1988
Erwin Keefer
Hochdorf II Die Schussenrieder Siedlung

Band 28, 1988
Arae Flaviae IV Mit Beiträgen von Margot Klee, Mostefa Kokabi, Elisabeth Nuber

Band 29, 1988

Joachim Wahl, Mostefa Kokabi
Das römische Gräberfeld von Stettfeld I

Band 30, 1988
Wolfgang Kimmig
Das Kleinaspergle

Band 31, 1988
Der prähistorische Mensch und seine Umwelt. Festschrift für Udelgard Körber-Grohne

Band 32, 1988
Rüdiger Krause
Grabfunde von Singen am Hohentwiel I

Band 33, 1989
Rudolf Aßkamp
Das südliche Oberrhein in frühromischer Zeit

Band 34, 1989
Claus Joachim Kind
Ulm-Eggingen – bandkeramische Siedlung und mittelalterliche Wüstung

Band 35, 1990
Jörg Heiligmann
Der „Alb-Limes“
Band 36, 1990
Helmut Schlichtherle
Siedlungsarchäologie im Alpenvorland I

Band 37, 1990
Siedlungsarchäologie im Alpenvorland II

Band 38, 1990
Ursula Koch
Das fränkische Gräberfeld von Klepsau im Hohenlohekreis

Band 39, 1991
Siegfried Frey
Bad Wimpfen I

Band 40, 1990
Egon Schallmayer u. a.
Der römische Weihebezirk von Osterburken I

Band 41/1, 1992
Siegwart Schiek
Das Gräberfeld der Merowingerzeit bei Oberflacht (Gemeinde Seitingen-Oberflacht, Lkr. Tuttlingen)

Band 41/2, 1992
Peter Paulsen
Die Holzfunde aus dem Gräberfeld bei Oberflacht und ihre kulturhistorische Bedeutung

Band 43, 1994
Rüdiger Rothkegel
Der römische Gutshof von Laufenburg/Baden

Band 45, 1994
Akten der 10. Tagung über antike Bronzen

Band 48, 1993

Mathias Knaut
Die alamannischen Gräberfelder von Neresheim und Kössingen, Ostalbkreis

Band 49, 1994
Der römische Weihebezirk von Osterburken II. Kolloquium 1990 und paläobotanisch-osteologische Untersuchungen.

Band 50, 1994
Hartmut Kaiser, C. Sebastian Sommer
LOPODVNUM I

Band 51, 1994
Anita Gaubatz-Sattler
Die Villa rustica von Bondorf (Lkr. Böblingen).

Band 52, 1993
Dieter Quast
Die merowingerzeitlichen Grabfunde aus Gültlingen (Stadt Wildberg, Kreis Calw)

Band 53, 1994
Beiträge zur Archäozoologie und Prähistorischen Archäologie

Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1990
Kurt Bittel, Siegwalt Schiek, Dieter Müller
Die keltischen Viereckschanzen

Band 2, 1993
Claus Oeffinger, Dieter Müller
Vor- und frühgeschichtliche Befestigungen Hefte 1–4

Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg

Kommissionverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

H. 5, 1985 – H. 30, 1995

Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1985–Band 1994

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter, planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste, Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart, Telefon (07 11) 16 94-9, Telefax (07 11) 16 94-513

Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-9
Telefax (07 11) 16 94-513

Archäologische Denkmalpflege
Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-700
Telefax (07 11) 16 94-707

Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (077 35) 3001
Telefax (077 35) 1650

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmersheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-0
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Archäologische Denkmalpflege
Amalienstraße 36
76133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 91 85-4 00
Telefax (07 21) 91 85-4 10

Archäologie des Mittelalters
Durmersheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-2 05
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 20 50
Telefax (07 61) 205-27 55

Archäologische Denkmalpflege
Marienstraße 10a
79098 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05-27 81
Telefax (07 61) 2 05-27 91

Archäologie des Mittelalters
Kirchzartener Straße 25
79117 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 6 79 96
Telefax (07 61) 6 79 98

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Gartenstraße 79
72074 Tübingen
Telefon (07 071) 200-1
Telefax (07 071) 200-26 00

Archäologische Denkmalpflege
Archäologie des Mittelalters
Alexanderstraße 48
72070 Tübingen
Telefon (07 071) 913-0
Telefax (07 071) 913-2 01